

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbbesten: jährlich 28 Halbbeste à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Weihnachten.

Die Glocken rufen mit festlichem Laut,
Die Sterne der Christnacht schimmern,
Und hinter den Fenstern heimlich und traut
Beginnt ein Leuchten und Flimmern;
Es hüllen in wohnigen Märchentraum
Die Düste der Tannen den ärmsten Raum
In der seligen Nacht der Wunder.

Im deutschen Walde wächst deine Art,
Du Baum mit den grünen Zweigen,
So treu und beständig, so wetterhart:
Du bist so recht unser eigen.
Sind fluren und Wälder auch tiefverschneit,
Wir holen dich heim zur festlichen Zeit,
Wir mögen dich nimmer entbehren.

Wir fühlen, von deinem Hauch umweht,
Im Herzen ein seliges Regen:
O, laß uns die Hände mit stillem Gebet
Aufs Haupt der Kinder legen,
Daß von den Zweigen mit hellem Schein
Zieh' deutsche Treue und Liebe ein
In die freudig bewegten Seelen.

Eine Weihnachtsbotschaft durchbraust die Welt
Von künftigen schöneren Tagen:
Die das zehrende Siechtum im Banne hält,
Sie dürfen zu hoffen wagen!
Aufathmet die Menschheit und dankt und preißt
Des gottbegnadeten Forschers Geist,
Der die Bahn der Befreiung gewiesen.

Wann nahest du, o fest, das die Völker befreit
Aus Meides und Irwahns Banden? —
Wenn die reine Flamme der Menschlichkeit
Hell leuchtet über den Landen,
Wenn die Welt ein Haus wird von Brüdern sein,
Dann ist mit unvergänglichem Schein
Das wahre Christfest entstanden!

A. O.



Sonnenwende.

Roman von Marie Bernhard.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(14. Fortsetzung.)

Schönfeld sollte sterben, das Todesurtheil war bestätigt worden, der Mann hatte seinen Willen! Reginald von Conventinus ging schon in der letzten Zeit vor der Entscheidung täglich zu „Nummer achtundfünfzig“; bald früh des Morgens, bald zu vorgerückter Stunde, wenn der Sommerabend niederzusenken begann, sah man die hohe, schlanke Gestalt des Pfarrers von Sankt Lukas über den Gefängnißhof schreiten, Gretchen Kemmlers freundlichen Knig — das Kind wußte ihn sehr oft zu begegnen — jedesmal mit ein paar herzlichen Worten erwidern. Wenn dann Kemmler die Zelle des zum Tode Verurtheilten aufschloß und der Prediger über die Schwelle trat, dann kam ihm der Gefangene schon bis dorthin entgegen, und in seinem Blick war zu lesen, wie wohl ihm jetzt der Besuch that, den er zu Anfang so schroff zurückgewiesen hatte.

Freilich war es immer mehr die Persönlichkeit Reginalds, die ihn fesselte, als das Amt, das er vertret. Sehr allmählich erst ging der Prozeß in ihm vor sich, nicht nur zu beachten, wie der Mann zu ihm sprach, sondern auch dem, was er sprach, aufmerksam Gehör zu schenken. Und die Thatsache, daß Reginald ein stotteres, lustiges Leben als reicher Majoratsherr und Offizier hätte führen können und das alles, väterlichen Segen und Erbtheil dazu, muthig und ohne zu schwanken in die Schanze geschlagen hatte um seines Glaubens willen, — diese Thatsache hatte gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht und sein Nachdenken von dem Manne selbst auf die Sache gelenkt, der er diene. „Es muß ihm doch ungeheuer ernst damit sein, wenn er alles das darum aufs Spiel setzen konnte!“ sprach es in seinem Innern, und: „Er glaubt in allem Ernst jedes Wort, das er spricht, darauf könnte man die Hand ins Feuer legen!“ — und wieder: „Es muß doch ein ganz merkwürdiges Ding sein um solch' einen felsenfesten Glauben; werden hätte! Man könnte den Pfarrer beneiden um seine unerschütterliche Zuversicht!“

Jetzt, da Schönfeld schon seit langer Zeit von seinen einstigen Genossen losgelöst war, konnten solche Gedanken eher bei ihm Eingang finden und Wurzel fassen als früher, da ihnen von anderer Seite entgegen gearbeitet wurde. Dann aber war die Bestätigung des Todesurtheils, so gelassen und selbstbeherrschert sie der Gefangene auch aufgenommen hatte, nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Er hatte es so gewollt, das war gewiß, und er wollte es auch jetzt noch nicht anders — das Leben eckelte ihn an, und er wünschte, es wie eine Last von sich zu werfen. Aber die Gedanken über „Etwas nach dem Tode“ ließen ihn nun doch nicht mehr los; er hatte sie früher verachtet und nur immer von einem traumlosen Ausruhen, einem ewigen Schlaf gesprochen. Der tiefe Ernst, mit dem ihn Conventinus bat, für seine unsterbliche Seele zu sorgen, die unerschütterliche Ueberzeugung, die er ihm auf alle Fragen und Zweifel entgegenstellte, prallten nicht so wirkungslos an ihm ab, wie es die ersten Male den Anschein hatte; es arbeitete weiter in ihm, oft fand er sich gegen seinen Willen in Grübeleien vertieft — neue Widersprüche, neue Gegengründe tauchten in ihm auf, die er dem Pfarrer unterbreiten wollte, — ungeduldig schaute er dessen nächsten Besuch herbei, und immer wieder zerfloßen alle seine nebelhaften Zweifel und Bedenken vor der glorreichen Sonne dieses sieghaften Gottesglaubens in nichts und sanken haltlos in sich zusammen. Conventinus war ein viel zu feiner Menschentemner, um nicht mit innerer Freude diese Wandlung zu bemerken, aber er hütete sich wohl, diese Freude zu zeigen, den Nachtwandelnden vorzeitig anzurufen — er sprach von sich selbst, seinem eigenen Empfinden, seinen Erfahrungen und fragte niemals: „Und wie steht es nun mit Dir? Glaubst Du endlich?“

Von Zeit zu Zeit sprach er ein kurzes Gebet, frei aus seinem Herzen heraus — das bewegte den Gefangenen jedesmal in tiefster Seele, denn Conventinus betete nicht in pathetischen, großen Worten — er sprach ganz schlicht und vertrauensvoll, wie ein Kind mit seinem Vater spricht, von dem es ganz genau weiß: er giebt mir das, was mir gut ist!

Annies Gerolds' liebliche Frühlingsblumen waren allgemach verdorrt; sie hatten schon geblüht und köstlich geduftet, und der

Gefangene hatte sie emsig gepflegt im Verein mit Kemmler, der sie stets vor Anbruch der Nacht auf den Stur hinaus- und jeden Morgen wieder hereintrug. Jetzt prangte nur ein hoher, schöner Rosenstock, mit zahllosen weißen Blüten und Knospen bedeckt, in der Zelle, sowie eine schlanke, feingefiederte Palme — beides Gaben von Conventinus. —

Draußen brütete eine erdrückende Schwüle. Die weißen Plastersteine des Gefängnißhofes stimmerten grell im Sonnenschein, es that den Augen weh, darauf hinzusehen. Verdrossen und träge schlenderten die Gefangenen in der Stuth dahin, von den Aufsehern überwacht. Am ganzen Himmel war kein Wölkchen sichtbar, unerbittliches Blau, soweit der Blick reichte.

Schönfeld durfte in diesen letzten Tagen, die er noch zu leben hatte, manche Vergünstigung erfahren, machte aber von diesem Vorzug nur geringen Gebrauch. Den Kopf in die Hand gestützt, sah er gedankenverloren zu seinem hochgelegenen Fenster empor, durch dessen Gitterstäbe ein Stückchen des lachenden Zuni-himmels hereinblaute. Hatte man sich dort in der fernern Unendlichkeit wirklich Gott zu denken — zu der alles Lebendige zurückkehrt? Zu der auch er so bald schon zurückkehren sollte? Trotz der Sommerhitze überließ ihn ein plötzliches Schauern. Sterben — sterben durch Henkers Hand! Von keinem betrauert, von niemand beweint, schimpflich und schmähtlich gewaltfam vom Leben zum Tode gebracht zu werden! Aber hatte denn nicht auch er dem Lauf der Natur vorgegriffen, war nicht auch durch seine rohe Gewalt ein Menschenleben verkürzt worden? Er hatte gut sagen, daß es ein elendes, nutzloses, ja, ein verwerfliches Dasein gewesen sei, das er vernichtet habe, daß er seine That nicht bereue — er würde ja doch die Erinnerung an die jugendliche, blutüberströmte Gestalt, wie sie hilflos vor ihm zusammengesunken war, an die starren, verglasten Augen, die ihn aus dem fahlen Leichengesicht anstierten, nie verlieren! Und es war keineswegs der Ekel vor dem Leben allein, das ihn den Tod herbeisehnen ließ — es war das ewig lebendige Bild seiner Bluttthat, das ihn verfolgte, und das ihn ebenso sehr sein eigenes Dasein verwünschen machte. Wie hatten sie ihn belobt und umjubelt, die Gefährten, als er ihnen seinen „Plan“ mittheilte! Er sah es noch, das düstere, rauchige Lokal, in dem sie ihre Zusammenkünfte damals hielten, sah die verwegenen, wilden Gesichter, die gierigen Blicke, athmete die erstickend schwüle Atmosphäre, hörte die wüsten, lästerlichen Reden: „Tod und Verderben den Reichen!“ „Nieder mit den Kapitalisten!“ „Unsere Todfeinde, die Besitzenden!“ „Zu oberst das Unterste und umgekehrt!“ „Wollen doch 'mal sehen, wie das den oberen Zehntausend gefällt!“ — Und sie hatten ihn begeistert als ihren Retter, ihren Führer gepriesen, ... und dann hatte er ihnen die Kastanien aus dem Feuer geholt und war beinahe fertig damit gewesen, als man kam und ihn griff. Aber die andern waren alleammt frei ausgegangen — er hatte seinen einzigen vom „Verein“ genannt, seinen Kameraden verrathen! Niemals hatte er das gethan, nie in seinem ganzen Leben! Ob Conventinus das wußte, als er dem Gefangenen, der sich selbst in überströmender Bitterkeit „einen gemeinen Verbrecher“ genannt hatte, lebhaft widersprach: „Gemein? Das Wort paßt nicht auf Sie! Ein gemeiner Verbrecher sind Sie nicht!“

Heute saß er noch hier und sann und sah den goldenen Sonnenstrahl, der durch die Eisenstäbe seines Fensters schlüpfte und eine glänzende Bahn bis zu ihm zog — hörte das Schwirren der Schwalben, die fröhlich aus- und einflogen, unbekümmert darum, daß sie ihre Nester unter den Dachfirst eines Gefängnisses gebaut hatten — zählte die Glockenschläge einer tief dröhnenden Thurmuhre in seiner Nähe — athmete die schwüle Sommerluft ... und in wenig Tagen lag er verscharrt in einem verdeckten Winkel, und niemand würde an seinem verlassenen Grabe niederknien und um ihn weinen und Blumen auf seinen Hügel pflanzen! Der Menschheit hatte er dienen wollen — freilich auf falschem Wege, wie er jetzt recht wohl einsah — aber die Menschheit stieß ihn aus ihrer Gemeinschaft ...

Ein Zittern kam über ihn, dessen er nicht Herr zu werden vermochte. Konnte das Todesfurcht sein? Heinrich Schönfeld und Todesfurcht! Unmöglich! Er haßte ja das Leben, er wünschte sich den Tod! Was aber heute sein Geist für wunderliche Sprünge that! Da war er auf einmal mitten in seiner frühesten Kinderzeit — ein kleiner, etwas schwerfälliger Junge, nicht so lärmend wie seine Kameraden, — und in demselben Hause, in dem er mit seinen Eltern und Geschwistern eine frustrierte Hinterwohnung innehatte, wohnte auch der Flickschneider Dehnte mit seinem kleinen Töchterchen Lieschen. Konnte das Lieschen lachen und lustig sein! All die winkligen Ecken und steilen Treppen des alten, baufälligen Hinterhauses hallten von ihrem helltönigen Lachen wieder — und worüber hatte sich denn das Lieschen im Grunde zu freuen? Ueber nichts! Denn es bekam nicht einmal immer satt zu essen, und der Vater war ein verstimmerter, trauriger Gesell, der das Kind wenig beachtete. Aber jeder im Hause hatte es lieb, und es liebte getreulich alle wieder. Wenn Lieschen einmal irgendwo ein paar gute Bissen erhascht hatte, so theilte sie dieselben redlich mit ihren Gefährten, ebenso aber verlangte sie ihren Antheil, wenn ein anderer etwas Schönes hatte. Unbefangen, als müßte es so und nicht anders sein, streckte Lieschen dann sein Händchen aus, um die erwartete Gabe in Empfang zu nehmen, und blieb diese einmal aus, dann kam ein Zug äußerster Erstaunens in seine klaren Kinderaugen — es begriff eben gar nicht, daß man etwas haben und nichts davon abgeben könne! —

Und eines Tages war das sonst so rothwangige, lachlustige Kind todtentleich und still ins Haus gebracht worden — es hatte einen grauenhaften Sturz aus einer hohen Bodenlufe gelhan und war auf der Stelle todt gewesen — das Haus war seitdem wie ausgestorben, und Heinrich Schönfeld hatte seine ersten bitteren Schmerzestränen geweint und seinen ersten Kummer gehabt. „Deini“ hatte sie ihn immer gerufen, da sie mit dem r noch ihre Mühe hatte — es hatte ihn seitdem nie wieder ein Mensch so genannt! —

Jahrzehnte hindurch hatte er nicht mehr an das kleine Geschöpf gedacht — wie stand es ihm jetzt urplötzlich lebhaft, greifbar deutlich vor Augen in seinem kurzen Kleidchen von verschoffener rother Farbe und den abgewetzten winzigen Lederstüben! Allerdings — sein Leben sollte zu Ende gehen, da knüpften die Gedanken unwillkürlich wieder an den frühesten Anfang an — er hatte das irgendwo gehört oder gelesen! — Diese Einsamkeit, die ihn umgab — diese tiefe, bellommene Stille! Und jetzt wieder dieser eifige Schauer — immer noch dies seltsame innere Zittern! War er krank? Er horchte angestrengt hinaus — war keine Menschenstimme vernehmbar — fiel sein Tritt auf den Steinfliesen des Flurs? Alles still, wie ausgestorben! Wenn doch der Pfarrer käme! Aber um diese Zeit würde es sicher nicht geschehen. Wieviel Uhr mochte es sein? Die alte Freundin vom nahen Thurm hatte so lange nicht zu ihm gesprochen — oder hatte er es nur überhört? Seinen eigenen Herzschlag konnte er belauschen — angstvoll — unregelmäßig! Allein und verlassen! — Conventius hatte gesagt: „Allein und verlassen ist niemand! Gott ist bei ihm, sobald er ihn ruft!“

War er auch bei ihm, dem zum Tode Verdamnten, der Blut vergossen und fremdes Gut genommen hatte? War das Gott, der aus dem Angststuf der zitternden Seele sprach — war das Gott, der seine Hände jetzt zusammensügte und sein Haupt sich beugen ließ? „Erbarme Dich meiner!“ flüsterte er tonlos — und noch einmal: „Erbarme Dich meiner!“

Da fiel mit dumpfem Ton eine ferne Thür ins Schloß — noch eine — aber schon näher — wieder eine — sehr nahe — rasche, feste Tritte wurden hörbar — ein wohlbekannter Laut von aneinander rasselnden Schlüsseln — es kam jemand — er blieb nicht länger allein mit seiner hilflosen Angst! Auf der Schwelle stand eine hohe, schlankte Gestalt mit einem edeln schönen Gesicht — stand und sah in das Antlitz des Gefangenen, der immer noch regungslos am Tisch saß — und winkte hastig dem Schließer zum Gehen, trat dicht zu dem Verurtheilten heran, schloß seine warmen, lebensvollen Hände gefaltet um die eiskalten, bebenden und sagte mit leiser Stimme: „Wir wollen heute miteinander beten!“ — — —

Nun war es schon seit geraumer Zeit still in der Zelle; Reginalds tiefe Stimme war verstummt, verstummt waren auch

die leisen, abgebrochenen Laute aus Schönfelds Brust. Aber immer noch hielt der Geistliche die Rechte des Märders fest in der seinen, und dieser klammerte sich an die starke, warme Hand wie an die letzte Stütze, die das Leben, aus dem er so bald scheiden sollte, ihm noch bot. — Der Sonnenstrahl war weitergerückt, er fiel nur ganz schräg noch in das Zimmer und streifte Reginalds blondes Haar. Die drückende Schwüle hatte nachgelassen, der Gefangene vermochte wieder frei zu athmen.

„Ich habe einen Wunsch!“ begann er endlich mit heiserer, stodender Stimme.

„Wenn es in meiner Macht steht, ihn zu erfüllen, so soll das geschehen!“

„Ich — ich möchte Ihnen von meiner Vergangenheit erzählen — aus meinem Leben — aber Sie haben gewiß keine Zeit —“

„Ich habe immer Zeit!“ entgegnete Reginald mild. „Und Sie wissen es ja, für Ihr Leben habe ich viel Interesse gehabt. Das wenige, was ich aus den Akten über Sie weiß, ist nur, daß Sie in Hamburg geboren sind, wo Sie etwa bis zu Ihrem acht und zwanzigsten Jahre als Kaufmann, theils Handlungsgehilfe, theils Comptoirist, gelebt haben — die Thatsache, daß Ihnen die Eltern sehr früh gestorben, die Geschwister fremd geworden sind — daß Sie dann eine geraume Zeit in London waren und von da nach Amerika gingen, wo Sie lange in verschiedenen Städten — New-Orleans, Cincinnati, St. Louis, San Francisco — Ihren Aufenthalt nahmen, um endlich wieder nach Europa zurückzukehren. Alles, was dazwischenliegt, ist mir verborgen —“

„Es ist das beste, daß das meiste davon Ihnen auch verborgen bleibt!“ fiel Schönfeld ein. Seine Brauen hatten sich finster gefurcht, um seine Lippen lief ein Zucken. „Von dem Tage an, da ich nach London ging, war ich schon das, was man vom Standpunkt staatsbürgerlicher Rechtschaffenheit einen Verbrecher nennt — das Mitglied, bald das Oberhaupt einer fest organisirten Gesellschaft, von deren System und Verbreitung ich nicht reden werde. Aber ich habe mir vorgenommen, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen über ein anderes Stück meiner Lebensgeschichte, von meiner Hamburger Zeit möchte ich mit Ihnen sprechen. Denn dort ist gewissermaßen die Wurzel zu suchen von allem, was später verderblich und bössartig in mir aufstrebte. Daß ich die Eltern früh verlor, als ich noch in die Hamburger Stadtschule ging, wissen Sie. Ich war der älteste von fünf damals lebenden Geschwistern, Vermögen hatten wir keinen Heller, und es galt, sobald als möglich etwas zu verdienen. Man nahm mich alsbald aus der Schule, in der ich mich nicht schlecht gehalten hatte, — namentlich war ich ein guter Rechner gewesen — und gab mich als Laufjunge, Austräger und so weiter in ein kaufmännisches Geschäft, in dem ich es sehr schwer hatte und nur wenig erwarb. Ich kam nicht weiter, der Herr weigerte sich, mich von meinem untergeordneten Posten auf einen höhern zu erheben, und so ging ich dort fort und kam als Lehrling in ein Materialwarengeschäft, in welchem sich einer der dortigen jungen Leute meiner annahm, mir Bücher ließ, mich rechnen ließ und Buchführung lehrte. Er fand Vergnügen daran, mich zu unterrichten, nannte mich einen anschlägigen Kopf, der es zu etwas bringen werde, und verließ mich durch seine Verbindungen — es waren lauter Makler, Kleinhändler, Kaufleute — bald eine bessere Stelle, in der ich meine Fähigkeiten voll entwickeln konnte. Das dauerte denn aber doch ein paar Jahre, während welcher ich eifrig dem Materialwarenhandel oblag, mich aber immer mehr nach einer Comptoirstellung sehnte, die meinen Neigungen am meisten entsprach. Ich freichte in meinen Mußstunden meine halbvergeffenen französischen Kenntnisse auf, ich fing an, auf eigene Faust Englisch zu treiben, und stümperte mich langsam in dieser Sprache weiter. Meine Thätigkeit wurde mir aber immer unangenehmer, je älter ich wurde, und so begrüßte ich denn mit Freuden einen Vorschlag, den mein ehemaliger Beschützer, der inzwischen längst das Geschäft verlassen, mich aber nicht aus den Augen verloren hatte, mir machte. Er kam sehr zögernd mit seinem Plan heraus, meinte, es sei kein schöner Posten, den er für mich im Sinn habe, es würde ihn gar nicht wundern, wenn ich es dort nicht ausbiete — es sei eben nur, weil meine jetzige Beschäftigung mir so zuwider wäre — und so fort.

Schließlich, auf mein eifriges Zureden, erfuhr ich, daß es sich um eine Stelle bei einem alten, in der Hamburger Geschäftswelt

überaus vernünftigen Manne handelte, der einen Gehilfen für seinen Buchhalter und Korrespondenten suchte. Der Alte betrieb eine Art von überseeischem Handel, er hatte Antheil an verschiedenen Schiffen, betheiligte sich mit Einlagen von Geld bei mehreren Firmen, die sammt und sonders keinen sehr lauberen Namen trugen, machte auch auf eigene Hand Geschäfte im Getreidehandel, im Kaffeumsatz und dergleichen — alles mit großem Glück. Sein Haupterwerb aber bestand darin, daß er, mit Hilfe eines abgefeimten Winkeladvokaten, armen Leuten Geld zu hohen Prozenten lieh, sich ihr ganzes Hab und Gut aneignete und die Beraubten nackt und hilflos von seiner Thür jagte, wobei er seine Sache immer so schlau anfang, daß ihn gerichtlich niemand fassen konnte. Von diesem letzteren Umstand erfuhr ich damals nichts, ich hörte nur, der alte Hefberg sei reich, außerordentlich geizig, nehme es mit der Reinlichkeit seines Geschäftsbetriebes nicht genau und sei überhaupt ein von allen gemiedener Sonderling. So wenig vertöndend das klang, war ich dennoch fest entschlossen, die Stelle anzunehmen, denn ich wollte um jeden Preis in einen neuen Wirkungskreis hinein, und es hätte sich mir, meiner lüdenhaften Kenntnisse und mangelnden Verbindungen halber, sicher lobast kein anderer aufgethan. Im übrigen — ich war jung und muthig — was ging es mich an, wie mein fünfziger Prinzipal unter den Leuten angesehen wurde und welcher Art seine Ehebegriffe waren? Für mich handelte sich's in erster Linie darum, zu lernen, viel zu lernen, wozu ich fest entschlossen war und wozu sich mir vollauf Gelegenheit bieten würde. — Hätte ich ahnen können, was mir bevorstand — hätte ich ahnen können!

Schönfeld ließ das Haupt sinken und starrte eine Weile stumm und finster vor sich hin.

„Im alten Theil von Hamburg,“ fuhr er nach einer langen Pause fort, „stand das schmale, baufällige Haus, in das ich meinen harmlosen Jugendstern, meine unschuldige Welt- und Lebensauffassung hineintrug, um sie auf immer darin zu begraben und Jahre darauf statt ihrer einen bitteren, wilden, unauflöshlichen Haß gegen die Besitzenden, die Kapitalisten mit mir zu nehmen. Mich hat keine innere Stimme gewarnt, ich ahnte nicht, daß ich demaltest als Anarchist, als Revolutionär über diese Schwelle schreiten würde!

Das alte Haus sah engbrüstig und wie von einem feuchten Schimmel überzogen aus — innen roch es nach dumpfem Moder. Als ich einzog — ich sollte ein Zimmer hier beziehen — empfing mich der Buchhalter, der gleichfalls mit seiner Familie im Hause eine Wohnung hatte. Gleich die Erscheinung dieses Mannes machte mich stufen — er sah aus wie ein vornehmer Herr, wie ein verkappter Edelmann; seine formgewandten Manieren, seine Redeweise, alles imponirte mir, der ich bisher nichts Aehnliches in meinen Kreisen gesehen hatte, bis zur Verblüffung. Wie kam ein Mann wie dieser hierher — in diese Stellung? Ich erfuhr später, daß er einer aus Frankreich gebürtigen, ehemals hochangesehenen Emigrantenfamilie entstammte, ganz jung und hilflos seine Angehörigen verloren hatte und durch widrige Verhältnisse aller Art herabgedrückt worden war. Eine ausgeprägte Schwermuth, eine Art von unheilbarer Melancholie, die seinem ganzen Wesen gleichsam den Stempel aufdrückte, ließ mir den Mann — seinen Namen möchte ich Ihnen nicht nennen — noch anziehender erscheinen; ich kam lange Zeit gar nicht aus dem Grübeln und Erwägen über ihn heraus, zumal er eine kaufmännische Gewandtheit, eine Sprachkenntniß und Umsicht an den Tag legte, die mich, den unerfahrenen jungen Menschen, vollständig blendete, indessen auch heute noch meine vollste Bewunderung erregen und verdienen würde.

Er war sehr gütig gegen mich und führte mich gleich am ersten Tage in seine Familie ein, indem er die Hoffnung aussprach, daß ich mich dort anschließen und etwaige Freistunden des öftern im Kreise der Seinigen zubringen würde. Ich fand eine Frau, so zart und schön wie eine Blume, aber wie eine Blume, die im Entblättern, Hinwelken und Sterben begriffen ist — blond, zart, liebreizend, mit großen, unnatürlich klaren Augen, mit Farben wie ein Hauch, und einem eigenthümlich leichten, schwebenden Gang, wie ich ihn nie, weder vorher noch nachher, je gesehen habe. Sie hatte schon damals ein tödliches Leiden, um das sie wußte, das sie aber mit heroischer Tapferkeit Mann und Kindern verschwieg. Ein paar kleine blonde Wesen, zart und süß wie die Mutter, tummelten sich in den düstern, feuchtkalten

Zimmern, die mir für diese Frau und diese Kinder wie eine sichere Todtengruft erschienen; dem Vater gleich nur ein einziges Kind — sein ältester Sohn, der, als ich ihn zum ersten Male sah, vor einem Reißbrett stand und mit schwarzer Kreide so zauberisch und mit so genialer Sicherheit einen Kopf aus dem Gedächtniß auf das aufgespannte Papier hinzeichnete, daß ich sprachlos vor Entzücken stehen blieb. Der hochaufgeschossene Junge war etwa siebzehnjährig, Primaner eines Gymnasiums, vielversprechend in jeder Hinsicht, aber so offenbar zum Künstler geboren, daß über seine spätere Laufbahn nicht der leiseste Zweifel aufkommen konnte. Ebenso feingebildet und begabt wie sein Vater, unterschied er sich doch in seinem Wesen auffallend von diesem; der Junge loberte geradezu vor Feuer und Leidenschaft, alles an ihm war Kraft, stürmender Thatendrang — ein prachtvolles, junges Menschenbild! Wenn ich jemals einen Menschen in meinem Leben bewundert und geliebt habe, so war es dieser! Und ich hab' es ihm bewiesen — ja mit Stolz kann ich es sagen — ich hab' es ihm bewiesen bis heute! —

Mindestens fünf bis sechs Jahre älter als er, war ich doch der Schächterne, der Rehmende — er der Großmüthige, Ge währende; seine Erzählungen von seinem Schülerleben, seinen Lehrern und Freunden, seinen Plänen für die Zukunft erfüllten mich mit Begeisterung, ich hätte ihm tagelang zuhören können. Als er mir meine Schicksale abgefragt und vernommen hatte, daß ich die Schule frühzeitig, um des Broterwerbs willen, zu verlassen gezwungen gewesen sei, als er von meinen mühseligen Selbststudien hörte, erbot er sich sofort, mir Unterricht zu ertheilen in allen Fächern, in denen es mir fehlte und die ich doch nicht entbehren zu können meinte. Ich nahm dies Anerbieten voll dankbarer Nahrung an, und selten wohl hat ein Lehrer mit mehr gutem Willen und jugendlichem Feuerer sein Amt betrieben, selten ein Schüler mit solcher Begeisterung und solchem Ehrgeiz gelernt, als es in dem kleinen, lahten Hinterzimmerchen geschah, welches ich bewohnte. Dies Zimmerchen bekam auch meines jungen Freundes und Lehrers kühne Zukunftsideen zu hören, die alle darin gipfelten, der Mutter, die er abgöttisch liebte, ein behaglicheres Los, ein Jahr im Süden und beste Pflege zu bieten — es ist ja meines Vaters ewiger Kummer, daß er dies nicht kann, denn er liebt die Mutter, wenn das möglich ist, noch mehr als ich. Aber mit guten Willern kann man natürlich hundertmal mehr verdienen als in dieser elenden Buchhalterstelle! Ist's nicht eine Sünde und Schande, daß ein Mann mit den Fähigkeiten und Kenntnissen meines Vaters in einer so erbärmlichen Stellung aushalten muß?

Ja — es war eine Sünde und Schande — er hatte recht! Daß es ein eisernes, unerbittliches Muß war, welches den Mann zwang, für ein unglaublich geringes Gehalt Dienste zu leisten, die ein anderer zehnfach so hoch bezahlt hätte, das begriff ich schon in den ersten Tagen — welcher Art dieses Muß war, das erfuhr ich erst viel später! —

„Sie haben mir aber noch kein Wort von Ihrem eigentlichen Prinzipal gesagt!“ erinnerte hier Conventius den Redenden.

Ein Zug von Ekel und Abscheu ging über Schönfelds Züge. „Es fällt mir schwer, von ihm zu sprechen!“ murmelte er. „Aber ich kann mir's ja nicht ersparen; es gehört mit dazu — und wie sehr! Glauben Sie es, Herr Pfarrer, daß Gott seinen Geschöpfen seinen Stempel aufdrückt, sie böswillig und laferhaft aussehen läßt, wenn sie es sind, und umgekehrt ihnen freundliche, gute Gesichter giebt, wenn es in ihrem Herzen ebenso aussieht?“

„Das thut nicht Gott — die Menschen selbst sorgen dafür, daß die Tugenden und Laster, die ihr Handeln bestimmen und ihr Leben lang mit ihnen gehen, ihren Ausdruck finden in ihrem Antlitz; aber auch das täuscht oft, und es gehört viel Seelenkenntniß dazu, solche Schrift jedesmal richtig zu deuten!“

„Nun — diesmal täuschte es nicht! Selden wohl hat Gottes Sonne eine so niedeträchtliche Physiognomie beschienen; ein kleiner fahler Schädel von abschredender Häßlichkeit, ruhelos funkelnde, böse Augen ohne Wimpern und Brauen, die dünnen Lippen beständig in zuckender Bewegung; der Unterkiefer weit vorgehoben, die Hände zitternd gekrümmt wie die Krallen eines gierigen Raubvogels, dazu eine hochklingende, pfeifende Stimme und selbstsam schleichende, tastende Bewegungen! Er gab vor, sehr kurzichtig und schwerhörig zu sein, hatte aber die feinsten und schärfsten Sinne, die mir je vorgekommen sind. Zahllose Leute, denen er seine Gebrechen vorzeugete, glaubten ihm und gingen so in die Falle,



Stille Nacht, heilige Nacht!
Nach einer Zeichnung von A. Sid.

die er ihrer Einfalt stellte, indem sie sich in seiner Gegenwart gehen ließen, was er natürlich stets zu seinem Vortheil ausbeutete. In der ganzen Nachbarschaft nannte man ihn allgemein den 'Bluthund' — die Kinder, die vor den Thüren spielten, liefen schon davon und versteckten sich, sobald er auf die Straße trat, ja, ein paar katholische Frauen, die in seiner Nähe wohnten, bekreuzten sich heimlich, wenn er vorüberging. Die Leute, die geschäftlich mit ihm verkehrten, setzten sich aus den verschiedensten Arten zusammen: da war der elegante Offizier, der hochmüthig mit dem Peitschen an seine hohen Reitstiefel schlug und mit der Mütze auf dem Kopf im Zimmer stehen blieb — da der derbe, sonnenverbrannte Matrose — die verarmte Witwe aus guter Familie — der heruntergekommene Gutsbesitzer — der stellenlose Handwerker — der verschuldete Student . . . alle sah man in dem nach dem kleinen, rauchgeschwärzten Hof gelegenen Comptoir verschwinden, in welchem der 'Bluthund' seine Privatgeschäfte betrieb, während der Buchhalter und ich in dem kahlen Vorderzimmer an unsern Pulten das 'Offizielle' erledigten, die Korrespondenz besorgten, Listen ausfertigten, mit Schiffsmaklern und Kapitänen Abrechnung hielten und was sonst noch zum anständigen Betrieb des Geschäfts gehörte. Freilich mußten auch wir tanzen, wie unser Herr und Gebieter pfiff: unnachlässig jede Forderung einlagen, keine Stunde über die festgesetzte Frist hinaus Geduld üben, Mahn- und Drohbrieife in den härtesten Ausdrücken abfassen, uns von der beweglichsten Bitte ungerührt abwenden — und so fort. Aber die 'Privatgeschäfte' waren noch viel schlimmerer Art, es war ein Gaunersystem der allergemeinsten Sorte, aber ich ahnte nur einiges davon, denn der 'Bluthund' ließ niemand in seine Karten sehen, und der Buchhalter, der vielleicht um alles wußte, sprach mit mir nie eine Silbe über seinen Prinzipal — sobald ich die Rede auf ihn brachte, verstummte er, bis er mich eines Tages geradezu ersuchte, dies Thema ihm gegenüber nicht wieder zu berühren, es sei ihm unmöglich, darauf einzugehen.

Desto mehr ging sein Sohn darauf ein. Der junge, leidenschaftliche Mensch schäumte vor Wuth und Empörung, sowie nur der Name Heßberg genannt wurde, und ich möchte darauf schwören, daß die allgemein gewordene Bezeichnung 'der Bluthund' von meinem jungen Freunde stammte. Er wußte nicht, auf welche Weise sein Vater diesem Scheusal verpflichtet war, sonst hätte er es mir gewiß gesagt; er sah nur, was auch ich sah, daß der hochgebildete und begabte Mann sich rastlos von früh bis spät im Dienst dieses Schurken mühte, daß er mehr leistete als drei andere, daß ihm dafür der länglichste Lohn zu theil ward, daß er, die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit in Person, die nichts-würdigen Räubereien des anderen klar durchschaute, durchschauen mußte — und dennoch auf seinem jammervollen Posten ausharrte, scheinbar taub und blind für alles, was um ihn her vorging . . . genug, um den Sohn, der seinen Vater über alles liebte und verehrte, außer sich gerathen zu lassen. Nur die unausgesetzte Thätigkeit, seine Vorstudien zum Abiturientenexamen, seine Malerei, die Musik, für die er ebenfalls hervorragend beanlagt war, hoben den Jüngling über dieses Elend des täglichen Lebens, über die Angst um seine Mutter, deren Aussehen immer ätherischer wurde, hinweg, nur, wenn er angestrengt und eifrig arbeitete, konnte er für den Augenblick vergessen. Wenn er einmal zufällig Herrn Heßberg auf der Straße oder im Hausflur traf — was zum Glück selten geschah — konnte er es nicht über sich gewinnen, ihn auch nur zu grüßen. Die Zähne fest aufeinandergebissen, Haß und Berachtung in jedem Zuge des edlen, stolzen Gesichts, sah er starren Blicks an jenem vorbei, als sei er leere Luft. Glückselig machte es ihn, wenn er hier und da ein kleines Bildchen, eine Zeichnung verkaufen konnte; von diesem Gelde rührte er keinen Heller an, er kaufte Wein, Früchte und allerlei Vorkauf für die Mutter, fuhr bei mildem Wetter ein Stündchen mit ihr spazieren und stellte ihr blühende Blumen ans Fenster. Fast sah es aus, als beneide der Vater den Sohn um diese kleinen Freuden, die er selbst mit all seiner harten Arbeit der geliebten Frau nicht erringen konnte, um jeden kleinen Ritterdienst überhaupt, den der junge Mensch der zarten Frau erwies.

So ging unser Leben während einiger Jahre hin; meine Freundschaft mit Karl — so hieß der Sohn des Buchhalters — war immer wärmer und fester geworden, und mit unbeschreiblichem Kummer sah ich unserer baldigen Trennung entgegen. Er hatte sein Examen mit Auszeichnung bestanden und sollte in

einem halben Jahr die Kunstakademie in München beziehen, wofür ihm der Vater eines Schulfreundes ein billiges Unterkommen verschafft hatte und ihm einige Mittel zum weitem Studium vorschiesse wollte. Daß meines Weibens dann auch nicht länger in Hamburg sei, stand bei mir fest — ich hatte mir jetzt einige Geschäftskenntnisse angeeignet, auch meine dürftigen wissenschaftlichen Errungenschaften einigermaßen befestigt und erweitert . . . es ließ sich annehmen, daß ich nun ohne zu große Mühe ein bessere Stellung in einem Comptoir erlangen würde.

Inzwischen waren verschiedene Versuche gemacht worden, bei Herrn Heßberg einzubrechen und die Reichthümer des Geizhalses, die der Glaube der kleinen Leute bis ins Märchenhafte und Unermeßliche steigerte, zu rauben — bisher waren aber diese Unternehmungen jedesmal mißglückt. Bei dem ohnehin mißtrauischen, menschenfeindlichen Charakter des alten Mannes, seinem regen Bewußtsein des grimmigen Hasses, mit dem man ihn von allen Seiten verfolgte, wuchs seine Furcht, ausgeraubt und erschlagen zu werden, von Tag zu Tag. Er ließ kunstvolle Schlösser an seine Thüren, Pulte und Schränke legen, er überwachte die Leute, die dies besorgten, aufs ängstlichste, er versteckte seine Gelder, Papiere und sonstigen Werthgegenstände auf die ausgefuchteste Weise, gönnte sich bei Tag und Nacht keine Ruhe, schlich zu den ungewöhnlichsten Stunden wie ein Geist mit einer Kerze durch alle Räume, aß und trank kaum mehr, aus Furcht, man wolle ihm Gift beibringen, und wagte sich nur bei hellem Sonnenlicht, wenn alle Straßen ungewöhnlich belebt waren, ins Freie. Ein geladener Revolver lag tagüber auf seinem Pult im Privatzimmer, des Nachts auf einem Tischchen neben seinem Bett, er bearquohnte die Leute, die ihn bedienten, ihm die Nahrungsmittel lieferten, aufs schlimmste, so daß bald niemand mehr bei ihm ausfiel. Dabei konnte er doch wieder das Alleinsein nicht ertragen, aber nur der Buchhalter durfte um ihn sein, in jedem andern witterte er einen Spion und Aufpasser. Auch mich duldete er nur selten in seiner Nähe — mein Blick gefiele ihm nicht!

Zu der That fing schon damals, geschürt durch einige junge Sozialisten, deren Betanntschaft ich gemacht hatte, ein dumpfer Haß gegen solche Blutsauger in mir zu gähren an, und etwas davon mag sich zuweilen in meinen Mienen verrathen haben. Ich war überhaupt in düsterer Stimmung damals. Ich hatte die Familie des Buchhalters lieb gewonnen im Lauf der Jahre — ich bedauerte und schätzte den unglücklichen Mann, der wie durch einen Fluch an einen so haßenswürdigen Feind gekettet war, ich liebte meinen Freund, liebte auch seine feinen blonden Geschwister, die wie kleine verlebte Prinzinen und Prinzessinen in dem finstern Hause umherliefen und oft in mir einen fremdlichen Spielkameraden fanden, und ich verehrte aufs innigste die zarte, immer noch schöne Frau, die ohne ein Wort der Klage ihr unheilbares Leiden und den ganzen Jammer ihres haltlosen Lebens trug und mit einer Selbstlosigkeit ohne gleichen für die Ihrigen sorgte und litt. Und ich sah — deutlicher, als ihre Angehörigen es sahen — daß sie hinwegwühlte und dem Tode nahe kam, während vielleicht — nein, sicher! — sorgsamste Pflege und ein längerer Aufenthalt im Süden dies theure Leben noch auf einige Jahre hätten hinrücken können. Ich hörte von Bankbeamten, von Fabrikdirektoren, von Geschäftsführern, Kassiren und Korrespondenten, die beinahe fürchtlich besoldet wurden, — und hier sah ein Mann bei der Arbeit, elf bis zwölf Stunden des Tages, ausgestattet mit einem glänzenden Verstand und riesiger Leistungsfähigkeit — und er verdiente kaum das tägliche Brot für sich und die Seinen, dankte Gott, wenn er seinen Kindern freie Schule auswirken konnte, und mußte sein abgöttisch geliebtes Weib langsam vor seinen Augen hinsterben sehen, weil ihm die Mittel fehlten, ihr die nöthige Pflege zu verschaffen!!

So war Ostern hingegangen, so das Frühjahr — der Sommer nahte heran . . . es war um die Zeit der Sonnenwende, wie eben jetzt — und häufige Gewitter gingen nieder. Die Frau des Buchhalters war in dieser Zeit besonders matt, sie konnte sich mit aller Anstrengung kaum auf den Füßen erhalten, und es ging eine so große Veränderung in ihrem Aeußern vor, daß selbst die Kinder es merkten, um wieviel mehr der Gatte und der älteste Sohn! Dazu kam eine entseßliche Scharlachepidemie, die damals in Hamburg zahllose Opfer hinstellte — und binnen drei Tagen starben zwei der zarten, blonden Kinder — der jüngste Knabe und das älteste Mädchen. Die Eltern und Geschwister waren kaum zu trösten in ihrem Gram, namentlich die arme Mutter

war ganz zusammengebrochen und ihren Gatten ergriff eine so große Angst um sie, daß er sich nicht mit dem bisherigen Hausarzt, einem gutmüthigen, unbedeutenden Manne, begnügte, sondern eine wissenschaftliche Größe zu Rathe zog. Die hielt denn mit ihrer Meinung nicht weiter hintern Berge, nahm den Buchhalter beiseite, sagte ihm klar und deutlich, wie die Dinge standen, stieg in ihren vor der Thür haltenden Wagen und fuhr davon.

An einem Sonntagnachmittag war's, und wir beide, Karl und ich, waren gerade auf dem dumpfigen, kleinen Höfchen beschäftigt, einem kleinen Kanarienvogel, der den Kindern gehört hatte und gestorben war, ein Grab zu graben, als plötzlich Karls Vater geisterbleich, mit verstörtem Blick, wie ein Wahnsinniger aus seiner Wohnung an uns vorbeistürzte und, ohne uns zu sehen, durch den niedrigen Thorweg lief, der zur Straße und von dieser aus zum Eingang von Hefberg's Wohnung führte. Diese hatte keine andere Thür sonst, aber dicht an das Privatzimmer des Prinzipals stieß eine kleine, eisenstrige Kammer, in welcher Kohleneimer, Besen, Bürsten und sonstige Dinge aufbewahrt wurden. Ein starkes Drahtgitter vor dem zum Hofe führenden Fenster dieses Raumes war dem Geizhals nicht mehr sicher genug erschienen und es sollte durch ein solches aus mächtigen eisernen Stangen ersetzt werden. Die Arbeiten waren durch den Sonntag unterbrochen worden und das Fenster selbst war der Hitze wegen — es stand ein drohendes Gewitter am Himmel — geöffnet. Karls Blick traf sich mit dem meinen sofort in stummem Einverständnis. In demselben Augenblick, als die Thür zu Hefberg's Privatzimmer mit Ungeßüm geöffnet wurde, stiegen wir nach einander geräuschlos durch das nicht hoch gelegene Fenster hinein, drückten uns dicht gegen die Thür und verloren kein Wort von der ganzen Unterredung!

Auf Schönfeld's Stirn standen helle Tropfen — er zog sein Tuch, sie zu trocken, und athmete ein paarmal zitternd auf. Conventius saß neben ihm, den Kopf in die Hand gesüßt, die Blüten des weißen Rosenkrocks nickten über seinem Haupt; er hatte mit lebhafter Aufmerksamkeit zugehört, zuletzt war etwas wie eine unruhige Spannung über ihn gekommen, die er mit Macht von sich abzuschütteln demüht war. Er mußte mehrmals tief athmen, um die Brust frei zu bekommen, aber ganz nach seinem Wunsch wollte ihm dies nicht gelingen.

„Ermüdet es Sie, Herr Pfarrer?“ fragte der Gefangene.

„Im Gegentheil, es regt mich auf — und Sie selbst?“

„Mir wird leichter ums Herz werden, wenn ich alles gesagt habe!“

„Gut — so sagen Sie alles!“

„Der Buchhalter sprach in erregtem, lautem Ton, wie ich ihn noch nie hatte reden hören — er muß ganz außer sich gewesen sein. Wir erfuhren nun auch, wodurch ihn der Bluthund in seiner Gewalt hatte, es ging aus den aufgeregten Reden des Mannes nach und nach hervor. Er war mit seinem jungen Weibe und seinem damals vierjährigen Sohn nach Hamburg gekommen, mittellos und verschuldet; wie es dahin gekommen war, was er zuvor getrieben hatte, sagte er nicht. Genug, daß Hefberg seine Lage erfuhr, das Unglück des Mannes ausbeutete und ihn einen Schein unterschreiben ließ, der ihm den Armen vollständig in die Hände lieferte. Natürlich war für das Darlehen, welches Hefberg ihm bewilligte, ein hoher Prozentsatz berechnet, und der Buchhalter hätte eine wirklich große Einnahme haben müssen, um allmählich diese Schuld zu tilgen. Zugleich aber hatte er sich schriftlich verpflichten müssen, in Hefberg's Dienste zu treten von demselben Tage an, da er das Geld zur Bezahlung seiner Schulden erhielt. Diese zweite Verpflichtung wurde sein Verderben, denn sie hinderte ihn, sich eine einträglichere Stellung zu suchen, da er ausdrücklich das Zugeständniß hatte machen müssen, nicht eher seine Stellung als Buchhalter bei Hefberg aufzugeben, als bis er demselben seine Schuld sammt Zinsen auf Heller und Pfennig bezahlt habe. Die Schuldverschreibung und die Dienstverpflichtung banden den unglücklichen Mann an seinen Quälgeist mit doppelter Kette für zeitlebens fest. Es war mir zuerst vollkommen unfasslich, wie ein Mann mit dieser Geschäftskenntniß in eine solche Falle hatte gehen, sich auf ein derartiges Uebereinkommen überhaupt hatte einlassen können. Aber später mußte ich mir sagen, daß er in Hamburg fremd, hilflos, von Noth gequält, ohne Verbindungen dastand, daß es niemand gegeben hatte, der ihn vor einer Gemeinschaft mit Hefberg warnte, und daß er doch gehofft hatte, allmählich etwas von seinen Verpflichtungen abzuwälzen,

weil jene Verschreibung ausdrücklich die Bestimmung enthielt, daß sein Gehalt im Verhältniß zu seinen Leistungen im Lauf der Zeit gesteigert werden sollte. Selbstverständlich wurde es nicht gesteigert, da diese Bestimmung den Ausfertiger des Schriftstücks ja zu nichts verpflichtete, die Leistungen des Schuldners nur mit des Gläubigers Maß gemessen wurden und es lediglich in seinem Belieben lag, das klägliche Gehalt zu erhöhen. Vier Kinder kamen nach und nach hinzu, Krankheit stellte sich ein, die Sorgen mehrten sich, die Einnahme blieb unverändert dieselbe, an allmähliches Abzahlen des Darlehens war nicht zu denken, nicht einmal die Zinsen konnten gedeckt werden, und die eigentliche Schuldsumme, anstatt sich mit den Jahren zu verringern, wuchs und wuchs.

Es ging aus den aufgeregten Reden und Anklagen des unglücklichen Mannes hervor, daß er in der ersten Zeit mehrfach versucht hatte, auf seinen Feiniger einzuwirken, durch Bitten, Vorstellungen, Schilderungen der wahrlich unverschuldeten Nothlage, in die er sammt den Seinigen immer tiefer hineingeriet, Hinweise auf jene versprochene Gehaltszulage . . . er hätte es ebenso gut versuchen können, einen Stein zu erweichen, als diesen Teufel! Er sei ja kein unmündiges Kind gewesen, als er die Scheine unterzeichnet habe, er habe wissen müssen, was er that — das Recht sei durchaus auf seiner, des Gläubigers, Seite, und er selbst zu nichts verpflichtet — er möge es doch versuchen, slagbar zu werden — er, Hefberg, sehe diesem Verfahren mit Seelenruhe entgegen — sowie aber der Schuldner Miene mache, vertragsbrüchig zu werden, eine andere Stelle zu suchen, werde er seine Ansprüche geltend machen und er gedanke ihm doppelt zu beweisen, auf weiser Seite hier das Recht sei! Das waren die Entgegnungen auf alle Bitten des Mannes. Schließlich verstummte dieser und trug sein unabwendbares Unglück mit jener tiefen Schwermuth und finstern Ergebung, die ich vor Jahren schon an ihm kennengelernt hatte, bis zu diesem Tage, da ihm der fremde Arzt als einziges Hilfsmittel, das Leben seines Weibes noch eine zeitlang hinzuzurufen, einen längeren Aufenthalt in Säden, die sorgsamste Pflege und vollkommene Ruhe genannt hatte. Da brach der Damm der Selbstbeherrschung, der wehrlosen Duldung rettungslos durch vor der wilden Verzweiflung, die den Mann bei dem Gedanken packte, sein Lebensglück, das einzige, was ihm sein trostloses Dasein noch erträglich machte, könnte ihm genommen werden. Wie ich Ihnen schon sagte — er war außer sich, führte eine Sprache, deren ich ihn nie für fähig gehalten hätte — bat und flehte nicht, sondern forderte und drohte — forderte jenen Schuldschein und jenes Versprechen zurück, das ihn für ewige Zeiten an die Sklavenkette schmiedete, forderte diese Papiere, um sie hier, angezichts des Gläubigers, auf ewig zu vernichten, und begehrte ein Kapital dazu, das ihn ins Land setzte, alles das zu thun, was der Arzt gewünscht hatte.

Und dazu brach ein Gewitter los, so furchtbar, daß das alte, banfällige Haus bis in den Grund hinein erbebt. Soweit ich zurückdenke, nie habe ich ein ähnliches Unwetter erlebt wie an jenem Tag der Sonnenwende — es sind gerade heute sechzehn Jahre seitdem vergangen! Und während der Donner dröhnend über uns hinsuhr, hatte ich Mühe, mit hastig geklüfteten Worten, mit angstvollen Gebärden meinen jungen Freund zurückzuhalten, der am ganzen Körper bebte vor Wuth und während der Anklagen und Zornesausbrüche seines Vaters immer wieder auf dem Sprung stand, sich auf den Teufel zu stürzen, der sie alle ins Elend gebracht hatte. Fahlbleiche Blitze durchzuden den kleinen, halbdunklen Raum und ließen das Jünglingsgesicht geisterhaft wie ein Todenantlitz erscheinen; ich träume zuweilen noch von diesem Gesicht. — Wenn dann das erschütternde Grollen über unsern Häuptern nachließ, hörten wir wieder nebenbei den leidenschaftlichen Ansturm auf Recht, Pflicht, Gewissen — lauter Begriffe, die der Mann, dem sie entgegengeschleudert wurden, gar nicht kannte, die er von sich wies mit seiner hohlen, dünnen, pfeifenden Füstelstimme. Er den Schuldschein hergeben, der hier, in eben diesem Pult, an dem er saß — er schlug hart mit der Hand auf das Holz — wohlverwahrt liegt? Daß er ein Narr wäre! Das hieße denn doch, sein Geld einfach auf die Straße werfen, dazu habe er keine Lust! Und noch Geld obendrein geben? Wofür denn? Für die Schreiberdienste, die ihm der Monsieur mit dem vornehmen, französischen Namen geleistet? Möge er doch das Gesetz anrufen zur Entscheidung — er selbst wisse freilich genau, wie diese ausfallen müsse, aber man könne es ja probiren! Wozu habe man eine kranke Frau und eine

Menge hungeriger Kinder, wenn man sie nicht ernähren könnte? Er, der Gläubiger, sei noch gütig und geduldig genug gewesen — er brauche nur seine Schuldforderung einzufordern, und die gesamte Bettelgesellschaft fliege auf die Straße.

Hier folgte ein dumpfer Wuthschrei des Buchhalters, wahrscheinlich von einer drohenden Gebärde begleitet, denn wir hörten deutlich die angstheifere Stimme Hefbergs: „Hinaus — hinaus mit Ihnen, auf der Stelle — oder ich schieße Sie nieder!“ Eine Thür flog schmetternd ins Schloß —

Wie es sich in der Reihenfolge begab, weiß ich noch heute nicht — nur daß Karl sich plötzlich wie ein Rasender von meinen haltenden Händen losmachte, mich zurückstieß wie einen Spielball und in das Nebenzimmer stürzte. Zugleich brach der Donner über uns mit einer Gewalt los, daß ich meinte, es

stürze alles über uns zusammen — kein anderes Geräusch konnte dagegen aufkommen — und als ich, halbgelähmt vor Entsetzen, die Thür des Nebenzimmers öffnete, sah ich in der Nähe des Fensters ein kleines, blaues Rauchwölkchen sich zertheilen, und Hefberg lag entseelt am Boden, während Karl mit dem im Schloß steckenden Schlüssel das Pult öffnete und, aufscheinend ganz kaltblütig, nach dem Schulschein suchte. — Als er mich gewahrte, als unsere entsetzten Blicke sich trafen, sagte er nur mit tonloser Stimme: „Du wirst mich nie verrathen!“ und ich erwiderte ein ebenso tonloses: „Nein!“

Wir suchten dann gemeinsam den Schulschein und jene unfelige Verschreibung, fanden sie, ließen alles übrige stehen und liegen, wie es stand und lag, und verließen, unter einem neuen Ausbruch des Gewitters, das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Allein am Weihnachtsabend.



Ganz allein! Denn der gelangweilte Kellner an der Thür dort zählt so wenig als die Bierkrüge auf dem Tisch, die heute umsonst der braven Familienväter harren. Keiner läßt sich blicken, und Herr Amtsrichter Streber, der „schöne Streber“, wie man vor zehn Jahren sagte, sitzt allein vor der Extralampe, die ihm den Weihnachtsabend erheitern sollte, aber er sieht ganz und gar nicht heiter aus. Verdamnte Gefühlswüste! Es ist ein Abend wie ein anderer auch, warum geht man nicht heim, setzt sich an den Schreibisch und erledigt bei einer guten Cigarette seine Akten, wie dreihundertvierundsechzig Mal im Jahre? Ja — warum?! . . .

Der einsame Mann stützt den Kopf in die Hand, seine Gedanken fliegen rückwärts. Nicht bis zur Zeit, wo er selber als glückliches Kind unter dem Christbaum jubelte, nein, nur bis zum ersten Weihnachtsabend, den er, der damals neu aufgegangene Stern, hier im Städtchen feierte. Damals kämpften die Familien um seine vielversprechende Person, und mit einem geborigen Selbstgefühl war er bei den glücklichen Siegen oder vielmehr Siegerinnen eingetreten. Aber gleich jener lustigen Weihnachtsbowlie zwischen Paulsens, Paulinens und Berthas hübschen Augen weitere Folgen geben?! . . . Keine Spur! Der schöne Streber kannte seinen Werth und es fiel ihm nicht ein, so aus dummer Verliebtheit zu heirathen wie verschiedene seiner guten Freunde, die nun zwischen Sorgen und kleinen Kindern saßen. Nein — er war ein Lebenskünstler, er wußte, daß die Leute sich ihre elenden Schicksale alle selbst zurechtmachen, er wollte das seinige gestalten, daß es eine Art hatte!

Reich mußte Sie sein, unbedingt! Aber auch noch schön, liebenswürdig und häuslich. Er wollte beneidet werden um seine Wahl, Carrière machen und nebenbei das elegante Leben führen, welches er seiner Persönlichkeit allein für angemessen erachtete. So lautete sein Programm.

Und die Ausführung? . . . Ja, die hatte doch manche Dafen, es gab überall ein Aber! Verliebt waren die sämtlichen Mädels ja bald, diese Vorbedingung zur Wahl kostete den schönen Streber keine Anstrengung, er hätte nur zu wollen brauchen. . . Da war zum Beispiel Lina, die Fabrikantentochter mit dem blauen gedummen Gesicht und den wässerigen Augen. Die Mutter fast unmöglich, der Vater Winkler geradezu grotesk. Aber seine plumpen Schanfelhände hatten Millionen zusammengeharkt, und man konnte sie bekommen, wenn man sich überwand, die Tochter zu heirathen. Wenn man sich überwand — ja! . . .

Da war ferner die einzige, die sein Herz lebhaft schlagen machte, die schöne, temperamentvolle und hinreißend lebenslustige Ottilie, der Mittelpunkt aller Gesellschaften. Sie sang und tanzte entzückend, sie war dabei auch noch häuslich und stets fröhlicher Laune. Aber sie hatte einen Hauptfehler — sie war arm! Also ein Unsum, an „so etwas“ zu denken! Er dachte auch nicht daran, er gestattete seinem Herzen nur einstweilen das süße Geplänkel von Blüten und halben Worten, das so angenehm innerlich erwärmt und alles oder nichts bedeuten kann, je nachdem man's nimmt.

Er sieht wieder deutlich das Gesellschaftszimmer, wo man am Sonntag vor Weihnachten zu Spiel und Musik versammelt war. Die Herzens-temperatur hatte bei ihm einen bedentlich hohen Grad erreicht, auch Ottiliens Augen strahlten in verheißungsvollem Glanze. . .

„Du meine Seele, du mein Herz —“

sang er mit seiner weichen Tenorstimme, einzig an sie gerichtet, und jubelnd erklang es bald darauf von ihren Lippen:

„Er ist gekommen in Sturm und Regen —“

. . . Dann ein langer glühender Handkuß, ein Wispeln: „Fräulein Ottilie, ich danke Ihnen!“ — und ein Blick, unter dem das Mädchen glückselig erschauerte.

Am nächsten Morgen kam Streber — nicht. Ottilie wanderte rastlos von einem Fenster ans andere — umsonst. Aber plötzlich fiel ihr ein: Donnerstag war ja Bescherabend, und neulich hatte er angefragt, ob ein

später Gast wohl zurückgewiesen würde, wenn er ankam? Gewiß, er wollte dann kommen und sich selbst, ihr Lebensglück, als Bescherung bringen!

Ottilie flog jetzt wie auf Federn durchs Haus; ihr lebhafter Sinn malte ihr den Weihnachtsabend bis aufs Kleinste aus, sie war glücklich!

Auch er beschäftigte sich mit dem gleichen Gedankengemälde, als er vor dem Spiegel bedachtam die helle Binde und den schwarzen Tuchrock anlegte. Er sah das bescheidene Zimmer, die überraschte Miene der Majorswitwe bei seiner Erklärung, den Jubel Ottiliens, fünf volle Minuten gestattete er sich den Wometraum, das glühende junge Geschöpf in den Armen zu halten und ihre süßen Lippen zu küssen. . . . Dann ergriß er seinen Hut und ging zu Fabrikant Winkler. — Ein lünger Mann hat stets mehrere Eisen im Feuer, und die Entscheidung stand ja schließlich immer bei ihm!

Da — vor Neujahr noch erhielt er ein großes weißes Couvert und entnahm demselben — die Verlobungsanzeige Ottiliens mit einem jungen Kaufmann. Teufel — das hatte er nicht gedacht! . . . Welche Gemeinheit! . . . Das war ja eine ganz raffinierte Kokette, die erst mit seinem Herzen spielte und dann —

Der schöne Streber lief während im Zimmer auf und ab, es dauerte lange, bis er seiner Empörung Herr wurde und zu dem Entschluß kam Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die kleine Fabrikanten-Lina verlangte es nicht besser. . . . Wenn er gleich hinginge?! . . .

Aber da sah er im Geiste wieder mit demselben kalten Abscheu wie am Weihnachtsabend die plumpen Hände und Fäße des Parvenukindes, die steifen Haare von einem unmöglichen Zwiebelbald, er hörte wieder ihr nichtisagendes Gerede — brrr! . . . Nicht um alles! . . . Nein, nur in der ersten Wuth keine Dummheiten machen! Er hatte ja Zeit, er konnte wählen!

Und er wählte so lange, bis die Mütter anfangen, kalte Gesichter zu machen, und die Töchter in ihren Kränzchen ihn mit dem Namen eines „bloßen Courtmachers“ brandmarkten. Noch zwei Jahre, und er erlebte es, nicht mehr ernsthaft genommen zu werden.

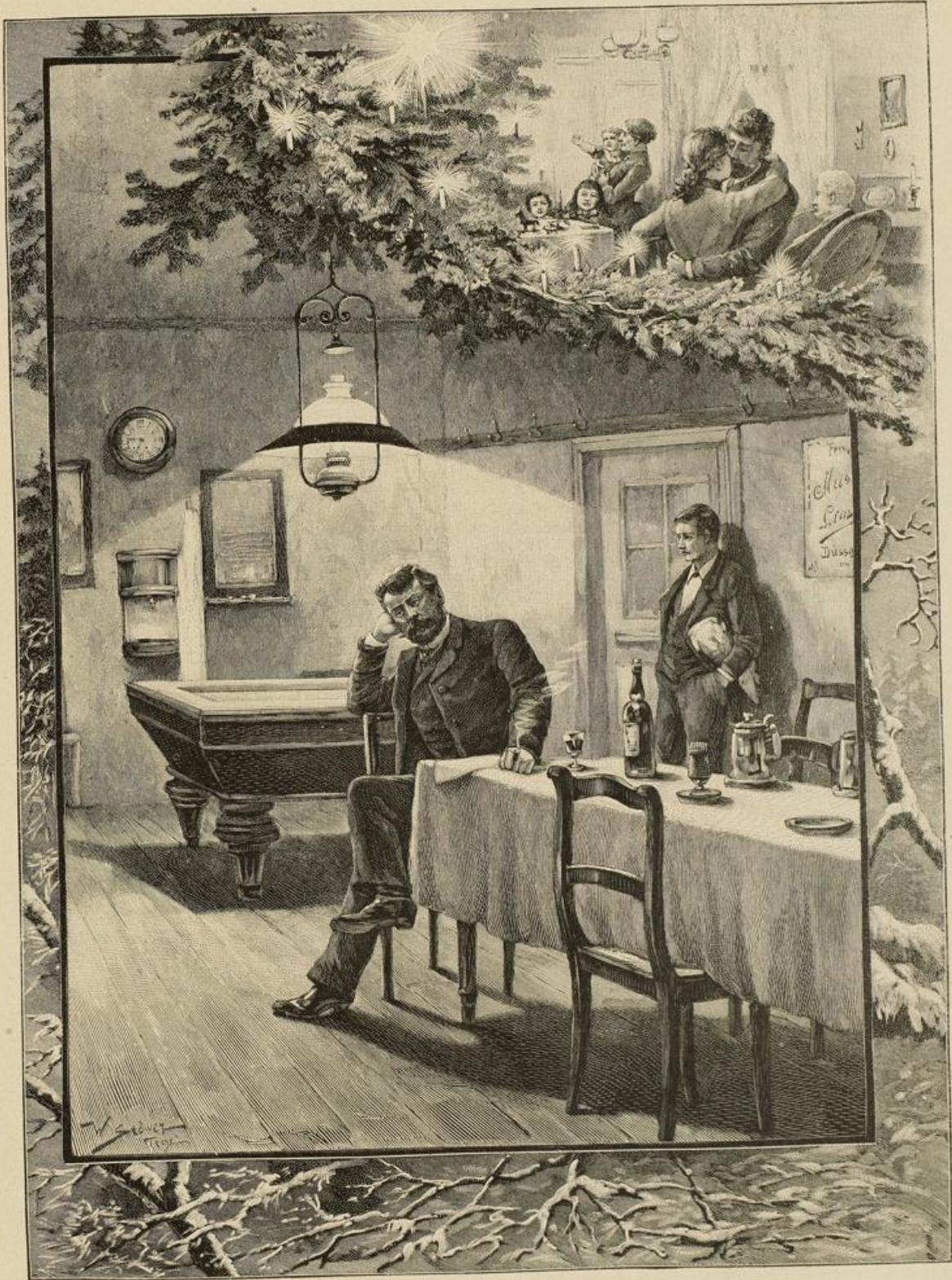
Dann — dann kam die Geschichte mit der schönen Frau von M. . . das dumme Geschwätz der Leute und der Bruch mit dem eifersüchtigen Chemann. Und als er dann, um den verdamnten Klatschereien ein Ende zu machen, sich entschloß, in einer der ersten Familien wirklich als Freier anzuklopfen, da bekam der schöne Streber einen Korb — auch an einem Weihnachtsabend — und dieser Korb blieb nicht verschwiegen! . . .

Ja, es sind keine erfreulichen Bilder, die aus dem Glase empor tauchen! Längst ist der Amtsrichter das geworden, was man einen eingetragenen Junggefallen nennt. Es muß ja nicht geheirathet sein, Gott bewahre! Man lebt eigentlich bequemer so. . . .

Aber am Weihnachtsabend, wenn überall die Lichter flimmern und andere Männer in Weiß und Rot nicht die Summe ihrer Sorgen sondern ihres Glüdes aus Herz drücken, da wird es ihm sonderbar eng um das feine. Erinnerungen steigen auf und der Blick wird trübe. Wenn er damals Ottilie geheirathet hätte, sie oder eine andere — wie wäre es wohl heute? . . .

Die geschäftigen Weihnachtsgeister haben nur auf dies Stichwort gewartet. Sie rücken den Wirthstisch zur Seite, lassen Tannenäran aufstehen, füllen den Raum mit Weihnachtsduft, und jetzt wird es hell — dort schimmert der Baum, darunter tauchen glücklich ein paar rothe Kindergesichter, das jüngste trägt die Großmama auf dem Arm, während sein eigener alter Vater vergnügt im Lehnstuhl ein Pfeifchen raucht. Er selbst aber, er hält die immer noch schöne, glückstrahlende Frau im Arm und sie stammelt an seinem Herzen: „Lieber, liebster Mann! Wie glücklich sind wir, daß wir uns haben!“

„Ach, es war alles nur ein Traum! Die nüchterne Wirthstische Lampe scheint wieder und die unglücklichen Biertrugbedel erglänzen in ihrem Licht. Es ist alles wie vorher. Und doch nicht ganz! Die Weihnachtsgeister haben in dem erkalteten Herzen noch ein Fünkchen unter der Asche gehunden und eifrig darauf geblasen. Nun brennt es. Der unglückliche Trinker steht rasch auf, er hat einen plötzlichen Entschluß gefaßt. In seinem Hause wohnt ein Mädchen von achtundzwanzig Jahren — nicht schön und nicht reich, aber gut und tug. Daß sie ihn im stillen liebt weiß er längst, es war dies Bewußtsein für ihn eine Art von unsichtbare



Allein am Weihnachtsabend.
Nach einer Zeichnung von Willy Stöwer.

Nesse im Knopsloch. Nun aber — er tritt vor den Spiegel und sieht beim Handschuhziehen prüfend hinein.

„Ja, ja,“ flüstert ihm der kleine Weihnachtsgeist ins Ohr, „sie paßt ganz gut zu Dir, denn Du bist auch nicht mehr der Jüngste, und Du hast sie lieber, als Du weisst. Erinnerst Du Dich noch des Pläckchens im Erker, wo Du es neulich abends so gemächlich bei ihr und ihrer Mutter fandest? Dort sitzt sie jetzt und denkt an Dich! Also eile Dich, schnell, schnell!“

Und er eilt sich und stürzt unaufhaltsam in die Dunkelheit hinaus. Denn wenn einer das Glück einfangen will, das er zehn Jahre lang umsonst vor seiner Schwelle warten ließ, da muß er große Schritte machen — es könnte im letzten Augenblick davongeflogen sein.

Die Christgloden aber tönen verheißungsvoll durch das Schüegekräber, sie geben ihm das Geleit, und ihr Ruf klingt dem sehnsuchtsvollen Manne deutlich wie:

„Nächstes Jahr — nicht mehr allein!“

21.

Finstere Nächte.

Eine Bauerngeschichte von Esmar Weidrod.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Glocken, die den Sonntag einläuteten, sind längst verstummt, im Dorfe sind alle Lichter erloschen, kein Laut dringt mehr zu mir herauf in mein einsames „Herrenhaus“, wie die Leute im Dorfe meine Wohnung nennen. So lange die Glocken klangen, hatte man das Brausen des Nordturmes nicht gehört, und so lange die Fensterreihen in den Häusern erleuchtet waren, hatte die tiefe Winternacht ihre Herrschaft noch nicht unumschränkt angetreten; jetzt hört man den Sturm wieder ganz allein, und gegen die Herrschaft der Nacht kämpft kein Licht mehr an. Ich könnte mein Licht auch auslöscheln und ins Bett gehen, aber ich mag noch nicht. Wenn man Gesellschaft eingeladen hat und die Gäste sind noch versammelt und noch in lebhaftem Gespräch, löscht man auch nicht plötzlich die Lichter aus und geht ins Bett — und ich habe heute abend Gesellschaft: meine Gedanken sind versammelt und erzählen mir eine Menge Geschichten, zum Theil aus längst vergangener Zeit. Das geht bunt durcheinander: die einen fangen an zu erzählen, ehe die andern fertig sind, dann brechen sie ab, fangen etwas anderes an oder erzählen das weiter, was die andern angefangen haben, und diese wieder springen zu etwas neuem über.

Diese Art Unterhaltung gefällt mir nicht, meine Gäste müssen verständig reden und nur über ein einziges gemeinschaftliches Thema. Es ist im Grunde nicht schwer, ein solches Thema zu finden. Der Sturm draußen, der das Glockenläuten überdauert hat, bringt mich darauf, an die finstere Nacht zu denken, welche die Herzen der Bewohner des Gebirgsthales, in dem ich wohne, beherrscht, an den Aberglauben, der wohl noch für lange, lange Zeit den Sieg über den reinen Glockenklang der Wahrheit davontragen wird. Wie haben wir schon dagegen angekämpft, der Pfarrer, der Schullehrer, der Arzt und ich, wie haben wir uns bemüht, dem Lichte Eingang zu verschaffen in die finsternen Herzen! In der Schule, in den Kirchen, in den Häusern, an Kranken- und Sterbebetten, an Wiegen und Särgen, bei Trauungen und Einsegnungen ist gewirkt und gestrebt worden, um wenigstens das Unheil abzuwenden, das der Aberglaube schon tausendfach über diese Menschen gebracht hat, um wenigstens die Sineine hinwegzuräumen, über welche sie im Finstern stürzen würden. Wir haben wenig erreicht. Aber wir wollen weiterkämpfen!

Meine Gedanken haben sich nun alle auf eine Begebenheit gewirkt, welche sich hier ereignete. Ich will sie erzählen, obwohl sie mir nur eine schmerzliche Erinnerung ist an die Fruchtlosigkeit unseres Kampfes. Aber vielleicht wird sie doch auch zum Samenorn, das da oder dort auf guten Boden fällt und gesunde Frucht trägt.

Etwas abseits vom Pfarrdorfe Dodensörth, in der Nähe der Steinbrüche und der sogenannten Moorheide, liegt der Moorheidlerhof, der dem Bauern Thomas gehört. Es ist nur ein kleiner Hof mit wenig Vieh und kleinen Aedern; das Haus ist zwar steinern, aber nur einstöckig, und der Scheuer sieht man es schon an, daß man bei ihrer Errichtung nicht auf große Ernten gerechnet hat — aber der „Moorheidler“ ist doch ein angesehenener Mann in Dodensörth, denn er hat immerhin seinen „eigenen Hof“ und hat nie fremder Leute Brot gegessen. Außerdem ist er der Schwager des Otterhofbauern in Wieselbach, und der ist der reichste Bauer weit und breit, mit dem sich in Dodensörth keiner messen kann, obwohl es das Pfarrdorf ist.

Wie es kam, daß sich die stolze Schwester des reichen Jakob vom Otterhof vor ungefähr dreißig Jahren herabließ, den Moorheidler zu heirathen, weiß ich nicht — jedenfalls genügte es dem

Selbstgefühl der Familie des Otterhofers, daß der Thomas keinen Pachthof hatte, sondern eigenen Grund und Boden, und der Frau war bei ihrem herrischen Charakter ein sanfter, schwächlicher Mann gerade recht; da gab es keinen Zank im Hause, denn es war nicht zweifelhaft, wer darin das Regiment führen würde, ob der stille, friedfertige, wortkarge Mann mit dem einstöckigen Hause und den spärlichen Aedern, oder sie, die harte, handfeste Frau, die einzige Tochter des reichsten Bauern in der ganzen Gegend. Wie zu erwarten war, fühlte sich der Moorheidler alsbald sehr unglücklich, obwohl er niemals klagte. Er hatte nicht nur unter der Herrschaft und Festigkeit seiner Frau zu leiden, sondern auch unter der Tyrannei seines Schwagers, der sich in alle seine Angelegenheiten mischte, ihm beständig anbefahl, was er als „Schwager des Otterhofbauern“ zu thun und zu lassen habe, und gegen den der sanftmüthige, nicht gerade übermäßig kluge Mann waffenlos war.

Niemand bemitleidete ihn, als die Frau nach fünfjähriger Ehe an einem Hitzschlage starb. Aber sie hinterließ ihm einen Sohn, der, beim Tode der Mutter erst vierjährig, dieses kurze Zusammenleben mit ihr doch dazu benutzt zu haben schien, sich ihr Wesen und ihren Charakter genau einzuprägen und ihr getreues Ebenbild zu werden. In seiner Person wurde auch die Tyrannei des Otterhofbauern fortgesetzt, denn der kleine Burthard wurde in erster Linie als dessen Nefse betrachtet und war nur so nebenbei der Sohn seines Vaters. Der Moorheidler ließ sich diese Bevormundung still gefallen; er fürchtete sich vor der Gewaltthätigkeit seines Schwagers, und dessen Selbständigkeit und Reichthum machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn; er sah selbst ein, daß es eine Ehre für ihn sei, der Vater des Nefsen des reichen Jakobs vom Otterhof zu sein.

Nur als er daran ging, sich wieder zu verheirathen — denn die Wirthschaft bedurfte selbstverständlich alsbald eines Erlasses für die verstorbene Hausfrau — ließ er sich nicht dreinreden, sondern entwickelte urplötzlich einen eigenen Willen. Er heirathete die Tochter eines armen Mannes, der, zu kränzlich zur Feldarbeit, sich kümmerlich damit ernährte, daß er Schächtelchen für Spielwarenfabriken anfertigte, während Gertrud, seine Tochter, die einzige „Lohnspinnlerin“ im Dorfe, das heißt das einzige Mädchen war, das nicht für den eigenen Hausstand, sondern für fremde Leute spann und während der Spinnzeit von den Bauern zur Hilfe in den Spinnstuben bestellt wurde.

Man muß den Bauernhochmuth kennen, um zu beurtheilen, welche niedrige Rolle solch eine vereinzelte Lohnspinnlerin in den Spinnstuben spielt; selbst die Mägde betrachteten sie nicht als ihresgleichen, denn sie zogen doch nicht mit ihren Spinnrädern von Hof zu Hof wie Gertrud. Darum hatte auch niemand daran gedacht, daß je etwas daraus entstehen könnte, wenn der Moorheidler öfters in die Hütte des Schachtelmachers ging, anfangs in der That nur, um seinen Flachspinnen zu lassen, allmählich aber, weil das sanfte, ruhige und dabei doch heitere Wesen der Lohnspinnlerin ihm wohlthat und ihn immer mehr bestrickte. Das war ein Mädchen, das für ihn paßte! Das sagte er erst nur sich selbst und dann sagte er es ihr. Dem Jakob vom Otterhof sagte er es nicht, der wurde plötzlich in der Kirche mit dem Aufgebot überrascht und soll an diesem Tage in nicht besonders frommer Stimmung das Gotteshaus verlassen haben. Es kam zu fürchterlichen Austritten zwischen den Schwägern, das heißt, der Jakob wüthete und tobte, während der Moorheidler still zuhörte — es mochte so schlimm kommen, wie es wollte, genau so hatte er es erwartet. Er heirathete seine Auserwählte doch und Jakob überwarf sich nicht mit ihm, Burthards wegen, wenn er

auch von nun an Burthard lieber zu sich kommen ließ, als daß er ihn im Moorheidhof besuchte.

Der Moorheidler hätte dem Schwager den Jungen gern ganz abgetreten, wenn Jakob gewollt hätte, denn je größer Burthard wurde, desto mehr entwickelte sich sein schlechter Charakter; aber Jakob bemerkte dies ebenfalls, und obwohl ihn sein Familienhochmuth dazu trieb, sich seines Schwestersohns in jeder Weise anzunehmen, so bedankte er sich doch im stillen dafür, ein so übelgeartetes Fräuchlein in seinem eigenen Hause zu beherbergen. Wenn sein Schwager ihm mit dahinzielenden Anspielungen kam, so sagte er, Burthard sei der Erbe des Moorheidhofes und der künftige Bauer müsse auf seinem Hofe groß werden. Alle schlechten Streiche, die Burthard verübte, schob der Otterhofbauer auf die mangelhafte Erziehung, die ihm von Seiten seines schwachen Vaters zutheil würde, und darauf, daß es den Jungen erbittern und erbosen müsse, zu sehen, wie Rupert, des Moorheidlers Sohn aus zweiter Ehe, ihm bei jeder Gelegenheit vorgezogen, wie er um dieses Stiefbruders willen in allen Dingen übervortheil würde.

„Das ist doch nicht so ganz wahr, Schwager,“ bemerkte hierzu schüchtern der Moorheidler. „Wenn einem von den Buben durch die Finger gesehen wird, so geschieht's dem Burthard. Wahrhaftig wahr ist's, Schwager, wenn ich dem Jungen alle die Siebe aufzählen wollte, die er verdient, ich könnt' mir zu Johanni eine neue Reitsche kaufen und Michaeli wär' sie schon hin! Der Rupert ist ein braves Kind, der verdient nie Strafe und kriegt deshalb auch keine.“

Der Otterhofbauer beharrte aber bei seiner Ansicht und äußerte dieselbe auch Burthard gegenüber.

„Du hast eben eine Schlafhaub' zum Vater und eine Stiefmutter noch obendrein,“ sagte er zu dem ohnedies schon so trostigen und bösarigen Jungen, „darum wird Dir Dein Recht nicht. Zehnmal fragt ein Weib nach dem eigenen Kinde, ehe es einmal nach dem Stiefkinde fragt. Aber Du brauchst Dir von der nichts gefallen zu lassen, die hat Dein Vater hinter der Hecke aufgefressen. Hier in meiner Gesindestube hat sie auch gefressen und gesponnen, und wenn einer von den Mägden der Regnaps leer geworden war, so hat sie ihn der Lohnspinnerin hingereicht und nicht danke' gesagt, wenn die ihn ihr gefüllt hat. Eine saubere Stiefmutter für den Sohn meiner Schwester!“

Diese Rede war in der That sehr überflüssig, denn niemand brauchte Burthard zu sagen, daß er sich von seiner Stiefmutter nichts gefallen lassen solle — er wußte es schon von selbst, und der Gertrud wiederum war das Gefühl, nicht für „voll“ zu gelten, so sehr von Jugend auf in Fleiß und Blut übergegangen, daß sie es nimmermehr gewagt hätte, an Burthard einen Anspruch des Gehorsams zu erheben. An ihrem Manne hatte sie keinen Rückhalt und sie scheute sich auch, ihm Unangenehmes zu bereiten; sie wußte, daß ihm Burthards schlechter Charakter schon Kummer genug verursachte, und so ertrug sie dessen rohes Benehmen ebenso geduldig wie der Moorheidler selber.

Es war daher nicht selten Ruperts Sache, seine allzu nachgiebigen Eltern vor Burthard zu schützen, und je größer und verständiger er wurde, desto nachdrücklicher that er es. In dem, was ihn selbst betraf, gab auch er Burthard meistens nach, denn dieser war der älteste, der künftige Bauer und der Erbe des großen Vermögens seiner Mutter; letzteres löste allen Bauern im Dorfe Ehrfurcht ein, und so auch dem Rupert. Aber er war an Körperkraft seinem Stiefbruder dreifach überlegen, und wenn dieser gegen Vater und Mutter unverschämt und roh war, so bekam er Ruperts Häufte gehörig zu fühlen.

Der Moorheidler, der vor allen Dingen Frieden und Eintracht herbeisehnte, pflegte zwar bei solchen Gelegenheiten Rupert inständigst zu bitten, seinen Bruder doch lieber gewähren zu lassen, als solche Zänkereien hervorzurufen. Das half ihm aber nichts, das war ein Punkt, wo Rupert niemals nachgab. Und im Grunde gewannen der Moorheidler sowohl als Gertrud ihn um so lieber, weil er sich so tapfer ihrer annahm. In Burthards Seele hingegen entstand ein Haß gegen seinen Stiefbruder, der mit den Jahren immer heftiger wurde und dessen Folge endlich war, daß ein Zusammenleben der beiden Brüder auf demselben Hofe zur Unmöglichkeit wurde.

Natürlich war es Rupert, der weichen mußte. Burthard gehörte auf den Hof, obgleich er das windschiefe, schwarze Gebäude zwischen den Steinbrüchen und der Moorheide keineswegs mit

heimathlichen Gefühlen ansah. Es wäre allenfalls möglich gewesen, ihn zu seinem Dheim auf den Otterhof zu schicken, wo er die Bewirtschaftung eines größeren Gutes hätte erlernen können, aber der Otterhofbauer bedankte sich dafür. Sein Hauptinteresse an Burthard war erloschen, seitdem ihm selbst, nach fünfzehnjähriger kinderloser Ehe, ein später Sproßling geboren worden war. Neben der Liebe zum Gelde und zu sich selber war nur noch ein einziger Platz frei im Herzen des Otterhofbauern; diesen Platz hatte bisher, wenn auch nur halb und halb, Burthard eingenommen, jetzt war er aber ganz daraus verdrängt worden durch den spätgeborenen kleinen Magnus, der mit seinem hellblonden Haar und großknöchigen Gesichtchen, seinen berben Gliedern und großen veilschblauen Augen seinem Vater wie ein Engel an Schönheit vorkam. Zwar war Jakob streng in der Erziehung des kleinen Buben, denn freundlich war er mit keinem Menschen und konnte es nicht einmal mit dem Kinde sein, das sein Abgott war. Aber mit dem feinen Empfindungsvermögen der kleinen Kinder fühlte es Magnus doch heraus, wie sehr er geliebt wurde, und selbst wenn der Otterhofbauer seinen Föhren hatte und die Leute ihm aus dem Wege gingen wie einem losgerissenen Bullen, kletterte Magnus getrost an ihm hinauf und streichelte ihm den struppigen Bart, bis Jakob nicht umhin konnte, zu schmunzeln, und statt des Wuthgefünkels ein Strahl der Liebe aus seinen Augen brach.

Zwischen Rupert und Burthard wurde unterdessen der Stand der Dinge immer schlimmer, und wiederum, wohl schon zum zehnten Male, mußte der rathlose Moorheidler auf dem Otterhofe erscheinen und seinen Schwager bitten, Burthard auf den Hof zu nehmen.

„Nur so lang' nimm ihn, bis Rupert sich irgendwo verdingungen hat,“ bat er. „So hart es mich ankommt, den braven Jungen wegzugeben und fremder Leute Knecht werden zu sehen, so will ich's doch nicht erleben, daß einer von meinen Buben den andern unter die Erde bringt, und weiß Gott! der Burthard wird mir den Jammer noch anthun, wenn nicht ein Ende gemacht wird. Nimm ihn mir ab, Schwager, nur bis sich der Rupert verdingungen hat!“

„Auf wie lang' wär' denn das?“ fragte Jakob. „Ich dächte, so vier Wochen werden draufgehen,“ erwiderte der Moorheidler ängstlich, denn er sah es seinem Schwager an, daß er die angegebene Zeit unter allen Umständen zu lang finden würde. „In Dudenförsch selbst kann's nicht sein, da braudt keiner einen Knecht, da muß der Junge weiter hinunter ins Thal und sich in den andern Dörfern umsehen.“

„Bier Wochen ist mir zu viel!“ sagte Jakob, „so lang will ich den Kaufbold nicht auf dem Hofe haben. Aber einen andern Rath wüßt' ich, Schwager,“ fuhr er bedächtig fort mit der Miene eines Mannes, der weiß, daß seine Rathschläge für andere Leute Gesetz zu sein pflegen. „Thu' Deinen Rupert in meinen Dienst, fleißige Hände sind auf dem Otterhofe immer zu brauchen und Arbeit habe ich alle Tage genug.“

Aber so gut dieser Ausweg auch war, der Moorheidler griff doch nicht gleich zu. Still und nachdenklich sah er seinem Schwager gegenüber und drehte die gute schwarze Sonntagstappe, die er dem reichen Schwager zu Ehren am Werktag aufgesetzt hatte, langsam in den Händen hin und her. Ihm wollte es doch nicht so recht in den Sinn, daß Rupert da als Knecht dienen sollte, wo sein eignes Weib die Tochter des Hauses gewesen war.

„Na, was giebt's da zu überlegen?“ fuhr ihn Jakob an. „Ist mein Rath nicht gut und thu' ich nicht ein Uebrißes, um Dir zu helfen?“

„Ja, Schwager, freilich,“ versicherte der Moorheidler, „aber lieber wäre mir's, Du nähmest . . .“

„Den Burthard kann und will ich nicht nehmen,“ unterbrach ihn der Otterhofbauer barsch, „schon wegen der da nicht!“ Er wies mit dem Daumen über die Schulter nach der Stubenede hin, in welcher Eva, seine Nichte und sein Mündel, mit der Dorf-nähterin saß und Perlen auf den Boden eines Käppchens nähte. „Du weißt ja, daß das Mädchen mit dem Burthard so gut wie verpfunden ist. Brautleute gehören nicht unter daselbe Dach!“

Der Moorheidler sah, wie Eva bei diesen Worten aufstah und einen trostigen Blick auf Jakob warf.

„Gast Dich gestochen?“ fragte die alte Nähterin. „Der Pappdeckel ist gar böß nähen!“



Im Weihnachtsurlaub.
Nach einer Zeichnung von Edm. Berger.

„Dann geht's aber mit dem Rupert am Ende auch nicht,“ sagte der Moorheidler mit einem listigen Blick auf Eva, „denn wenn der mit der Eva unter dasselbe Dach kommt, so hat der Burkhard vielleicht das Nachsehen. Die Leute reden so allerlei; es heißt, die Eva lasse den Burkhard immer gehörig abfahren, wenn er mit ihr schönthun wolle, und wenn sie mit dem Rupert zusammen sei, verhalte sich die Sache ganz anders.“

Jetzt war Eva blutroth geworden und beugte den eben noch trotzig erhobenen Kopf tief auf die Arbeit.

„Hast Du Hitze im Kopf?“ fragte die Nähterin. „Siehst Du, warum locht Ihr den Kaffee ohne Cichorie! Der geht zu viel ins Blut!“

Aber auch Jakob war sehr roth geworden und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Holz krachte.

„Bleib' mir vom Leibe mit Deinem dummen Gered!“ donnerte er. „Wenn der Rupert der Eva' gut genug ist, um auf dem Tanzboden mit ihm zu lachen, so ist er ihr doch noch lange nicht gut genug zum Heirathen, kannst Du das verstehen, he? Meinst Du, die Nichte des Otterhofbauern nähm' einen, der nicht auf eigenem Grund und Boden sitzt? Mit dem Burkhard ist sie versprochen und mit keinem andern!“

Jetzt stand Eva hastig auf, und ohne näher zu treten, rief sie mit erregter Stimme zu ihrem Oheim hinüber:

„Das ist nicht wahr, Oheim, versprochen bin ich nicht mit ihm! Wir sind noch nicht zusammen in der Pfarre gewesen und einen richtigen Antrag hat er auch noch nicht gemacht!“

Wie von einer Natter gebissen, fuhr Jakob nach ihr herum.

„Was soll das heißen?“ frug er mit blühenden Augen. „Ist's etwa wahr, was die Leute reden? Willst Du den Rupert zum Mann haben, der jetzt auf den Höfen herumläuft und sich als Knecht anbietet?“

„Laß ihn gehen!“ flüsterte die alte Nähterin, Eva ängstlich am Kleid zupfend, „jetzt kriegt er seinen Bohn!“

Eva war tapfer und hatte einen unbeugsamen Willen, aber sie fürchtete sich doch vor Jakobs Anfällen von Zähjorn. So setzte sie sich wieder und entgegnete in ruhigem festen Tone:

„Es ist noch keine Rede davon, daß ich mir überhaupt einen Mann hofe, Oheim. So weit bin ich noch mit keinem, mit Rupert nicht und mit Burkhard nicht. Das sag' ich Euch aber, Moorheidler, meinethwegen braucht der Rupert nicht fortzubleiben vom Otterhof, schickt ihn nur ruhig her, hier ist's immer besser für ihn als bei wildfremden Leuten. Ich fang nichts mit ihm an, das kann ich Euch versprechen.“

„Und ich sorg' dafür, daß Du Dein Versprechen hältst!“ sagte der Otterhofbauer, zwar noch drohend, aber doch wieder besänftigt; „ich bin der Herr in meinem Hause, das soll jeder fühlen, der die Füße unter meinen Tisch streckt! Und nun, Thomas, sprich das letzte Wort und bedenke, daß ich Dir immer zum Guten gerathen habe und daß Du Deinen Lumpenhof längst los wärest, wenn ich Dir bei Deinem Wirthshausen nicht beigestanden hätte, weil Du nun einmal der Vater meines Schwessterjohnes bist. Willst Du mir den Rupert morgen schicken? Er soll es gut bei mir haben!“

Diese letztere Versicherung überraschte den Moorheidler, denn sehr selten ließ sich der Otterhofbauer zu etwas herab, was wie gütliches Zureden klang. Der Moorheidler fühlte heraus, daß es im stillen Dienste zu haben, da dessen Fleiß und Arbeitskraft in der Gegend kaum ihresgleichen hatten. Er fürchtete daher, der einflussreiche Schwager würde sich an ihm rächen, wenn er ihm diesen Wunsch durchkreuzte, und er gab seinen Widerstand auf.

„Nun ja, ich will ihn morgen schicken,“ sagte er etwas gedrückt, „dann bin ich doch wenigstens die Sorg' und Angst los. Ich bedank' mich auch, Schwager.“

Rupert trat in den Dienst des Otterhofbauern und der Moorheidler mußte, als ein paar Wochen herum waren, anerkennen, daß der Rath seines Schwagers ein guter gewesen war. Denn so tief es ihn auch wurnte, daß sein Sohn fremder Leute Brot aß, so sah er doch ein, daß Rupert es auf dem Otterhofe besser hatte und dort eine geachteteren Stellung einnahm, als dies

auf irgend einem andern Hofe der Fall gewesen wäre. In Jakobs Augen gehörte auch Rupert immerhin noch einigermaßen zur Familie; er schloß nicht beim übrigen Gesinde, sondern in einem Kämmerchen im Wohnhause und hatte auch bei Tisch einen bevorzugten Platz, den ihm der Otterhofbauer eingeräumt hatte, weil der kleine Magnus durchaus neben ihm sitzen wollte. Rupert hatte nämlich das Glück gehabt, das Herz des kleinen Burckhard zu erobern; er hatte ihm mit großer Geduld und Geschicklichkeit allerlei Spielzeug geschnitten und zusammengesetzt, kleine Wurfmaschinen, mit denen man Kastanien und Obstkerne abschießen konnte, Pfeifen aus grünem Holze, Bogen und Pfeile und vor allem ein kleines Segelboot, in das Magnus Pappchen aus Mohoblumen setzte und das er auf dem Mühlbach segeln lassen konnte. Dabei war Rupert auch sonst freundlich und geduldig mit dem Kleinen, litt ihn gern um sich, nahm ihn oft mit auf's Feld, gab dann sorgfältig auf ihn acht und hatte auch mitten in der Arbeit immer noch ein Scherzwort für ihn übrig oder eine Antwort auf die vielen Fragen des lebhaften kleinen Schwägers. Letzterer vergalt ihm seine Freundlichkeit durch grenzenlose Liebe die, da er ein sehr lebhaftes Kind war, in deutlicher Weise zu Tage trat. Lautes Jubeln verkündete stets den Hausbewohnern Ruperts Rückkehr vom Felde, Magnus' erste Frage, wenn ihn die Bäuerin am Morgen zwischen den hochgehämmerten Federn küssen hervorholte, galt Rupert und seine Abendsuppe aß er nicht, wenn ihn Rupert nicht dabei auf dem Schoße hielt und sich von Zeit zu Zeit den Kleinen zimmerne Suppentöffel in den Mund führen ließ.

Aber nicht allein durch seine Freundlichkeit gegen Magnus erwarb sich Rupert die Achtung seines Dienstherrn. Jakob war bis jetzt der stärkste und größte Mann in Wieselbach gewesen, derjenige, dem jede Arbeit Kinderpiel war, der keine Ermüdung und kein Ruhebedürfnis kannte und der wie körperlich, so auch geistig durch sein schnelles, scharfes Urtheil, seine Unbeugsamkeit und seine Herrschsucht allen überlegen war. Wenn die andern etwas den Kopf verloren, so behielt er seinen klaren Blick und seine ganze Ruhe, plötzliche Ereignisse beraubten ihn nicht seiner Fassung, er kannte weder Angst, noch Gemüthserschütterung und es ergab sich daher ganz von selbst, daß er bei allen den Dorf in Aufregung versenkenden Anlässen, bei Bränden und Unglücksfällen, derjenige war, nach dessen Anordnungen sich alle andern richteten. Im Vollgefühl seiner Kraft und seiner Ueberlegenheit wie im Bewußtsein seines gewaltigen Reichthums hatte er in seine ganzen Wesen etwas Verächtliches, Wegwerfendes gegen die andern Bauern, namentlich seitdem Magnus durch sein schnellicht erwarteter Erscheinen den letzten Vortheil beseitigt hatte, den diese vor dem reichen Jakob vom Otterhofe gehabt hatten.

Jetzt fand aber Jakob an Rupert jemand, der ihm Körperkraft, an Unermüdlichkeit, an Ruhe des Geistes, an Mäßigkeit des Urtheils, an Festigkeit des Willens vollkommen gleich war. Es hatte lange gedauert, bis Jakob seinen eigenen Sinn getraut hatte, daß dem wirklich so sei; denn wo sollte der Sohn des schlichteren, sanfteren Moorheidlers und der arbeitsamen Spinnerin solche Eigenschaften her haben? Wie konnte man, wenn man als zweiter Sohn in dem niedrigen schwarzen Gebäude der öden Moorheide aufgewachsen war, zu Selbstgefühl, zu festem Willen kommen? Wie konnte man einen widerpenstigen Bul so kaltblütig bändigen, wenn man höchstens Gelegenheit gehabt hatte, an einem Ziegenbocke seine Kraft zu erproben? Dann als ihm die Einsicht gekommen war, daß er Rupert wirklich nichts überlegen war, wurde er von dem Gefühle größter Achtung für ihn erfüllt und er beschloß, alles zu thun, was in seiner Macht stand, um ihn sich möglichst lange zu erhalten.

Rupert fühlte sich trotz aller dieser unerwartet günstigen Umstände nicht glücklich auf dem Otterhofe. Es wurde ihm nicht leicht, zu dienen; so sehr er sich zu Hause auch seinem älteren Bruder und seinen Eltern untergeordnet hatte, so war das dort etwas ganz anderes, war sein ganz freier Wille gewesen. Er mußte er gehorchen, weil er dafür bezahlt wurde, er hatte Wort mitzureden, wurde um nichts befragt, und wenn sich das letztere bald änderte, nachdem Jakob angefangen hatte, besser zu würdigen, so hatte er doch vorher genug Demüthigung erfahren, um sich unglücklich zu fühlen und die spätere gute handlung als eine ihm gewährte Gunst, nicht als ein ihm gestandenes Recht hinzunehmen.

Das Schlimmste aber für ihn war das tägliche Zusammensein mit Eva, die er schon längst im stillen liebte und die ihm jetzt, wo er sie immer besser kennenlernte, begehrenswerther erschien als je. Täglich sah er sie in ihrer frischen blühenden Jugendkraft, thätig vom frühen Morgen bis zum Abend in Haus und Hof, überall selbst zugreifend und nach dem Rechten sehend; dabei war sie nicht ruhelos, hastig, herrisch, trotz ihrer Thätigkeit und ihres Eifers, sondern es war in ihrem Wesen etwas Ruhiges und Sanftes, das selbst inmitten der gehäuften Arbeit wohlthuend zur Geltung kam. Schön war sie nur nach bäuerischen Begriffen, d. h. sie hatte sehr grelle Farben, sehr rothe Wangen und Lippen, sehr blaue Augen, sehr weiße glänzende Zähne, sehr dichtes, gelbes Haar; dabei war sie groß und schlank und hatte viel Anmuth in ihren Bewegungen. Was aber am meisten dazu beitrug, Ruperts Liebe zu hellen Flammen aufschlagen zu lassen, war die Wahrnehmung, daß dieses Zusammenleben mit ihm für Eva nicht minder

gefährlich geworden war wie für ihn. Sie hielt zwar streng ihr Versprechen und näherte sich ihm in keiner Weise; sie wußte ja, daß zwischen einem Anechte und ihr eine Kluft war, welche die innigste Liebe nicht zu überbrücken vermochte. Aber sie konnte es nicht hindern, daß ihre Gefühle für Rupert an den Tag kamen; sie war sichtlich gekränkt bei jeder Demüthigung, bei jeder Zurechtweisung, die er anfangs erfuhr, sichtlich stolz und in freudig gehobener Stimmung, so oft sie ihn rühmend hörte. Im Verkehre mit ihm war sie besangen und offenbar ängstlich bemüht, ihre Ruhe zu bewahren, und zum Tanze ging sie nicht mehr, seitdem Rupert diesem Vergnügen, bei dem er früher eine Hauptrolle gespielt hatte, ganz entsagte. Man sah auf dem Tanzboden nicht gerne Anechte und nur mit Mägden durften sie tanzen. Darum brachte es Rupert nicht mehr über sich, hinzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weissagespiele der Zwölfnächte.

Von Alexander Tille. Mit Abbildungen von G. Zimmer.

Soweit Germanen wohnen, soweit reicht auch die Heiligkeit der „Zwölfnächte“ um die Zeit der Wintermonnenwende. Als der Augenblick, in welchem die Sonne ihre niedersteigende Bahn verläßt und umkehrt, um einen neuen Jahreskreis zu führen, gilt im Volksglauben allgemein die Nacht vom 24. zum 25. December, die Christnacht oder der heilige Abend, an dem die jüdisch-christliche Ueberlieferung den Knecht Rupert geboren werden läßt. Ursprünglich schlossen sich die „Zwölf Heiligen Tage“ offenbar so an diese Nacht an, daß sechs vorausgingen und sechs folgten. Dieser Stand der Dinge hat sich bis heute nur in engen Grenzen noch rein erhalten und meist Verdrübenungen erlitten, die wohl in der Hauptsache auf die Einführung des Gregorianischen Kalenders an der Stelle des Julianischen zurückgehen, wenn dieselbe auch noch nicht alles ausreichend erklärt. In dem größten Theile Deutschlands versteht man unter den „Zwölf Nächten“ die Zeit vom Heiligen Abend bis zum Dreikönigstage, in Bayern die Zeit vom Thomastage bis zu Neujahr, und in Franken sowie in Mecklenburg die Spanne vom 2. bis zum 13. Januar. In Bayern ist das Ursprüngliche also am reinsten erhalten. In Franken und Mecklenburg kommt man mit einer einfachen Verschiebung um ein Tage aus. Die gemeindeutsche Rechnung hingegen muß unerkärt bleiben.

Die Zwölfnächte sind die eigentliche Zeit des Waltens übernatürlicher Mächte, die Zeit, in welcher der Mensch eine Frage frei hat an das Schicksal und wohl auf Antwort hoffen darf, wenn er nur richtig zu fragen versteht. Der Sturmwind der Weihnacht, das Ansporn der Bäume, das Neden der Thiere im Stalle, das Gerathen der Weihnachtsstollen und die Stellung der Christbaumszweige, das alles giebt dem Menschen nach dem Volksglauben Winke über die Geschehnisse der Zukunft und insbesondere über sein und der Seinen Schicksal.

Die alten Germanen warfen, um der Götter Willen und die Zukunft zu erforschen, Buchenstäbchen auf ein weißes Tuch, deuteten die Runen, welche diese Stäbchen bildeten, auf bestimmte Worte, und die Krieger vereinigten die Worte zu Sätzen, zu Orakelsprüchen. Was einst blutiger Ernst war und über Leben und Tod, über Krieg und Frieden, über das Schicksal ganzer Völker und Stämme entschied, das ward im Laufe der Jahrhunderte zum harmlosen Spiel und meistens eingekränkt auf die Vorbedeutung von Ereignissen, die sich in jedem Menschenleben wiederholen, vor allem aber auf die wichtigste Lebensfrage, über die dem einzelnen selbst die Entscheidung zusteht, auf die Ehe. Eine ganze Reihe solcher Vosspiele leben noch heute im Volke und werden niemals mit solchem Eifer und solchem Ernst getrieben wie in den Zwölfnächten.

Ebenfalls durch das ganze Germanenthum geht der Glaube an weisende Thiere, der Glaube, daß bestimmte Instinktthaltungen, insbesondere eines Haushiers, die Bedeutung von Fingerzeigen haben, welche das Schicksal giebt. Wollen die Mädchen zu Füllingen in Schwaben wissen, welche von ihnen zuerst Braut werden wird, so halten sie einen Gänserich und binden ihm sorgfältig die Augen zu. Sie bilden um ihn einen Kreis und reichen sich die Hände. Ein loses Viebelin jingend, marschiren sie um das taumelnde Thier, und diejenige, welche zuerst von ihm gebakt wird, bekommt zuerst einen Mann. Bei Vorch am Rheine schlafert man am Donnerstag vor Weihnachten eine junge schwarze Henne ein und legt sie auf den Fußboden. In bunter Reihe setzt sich dann die erwachsene Jugend im Kreise darum und wartet auf ihr Erwachen. Sobald sie auffährt, eilt sie auch aus dem Kreise, und das Paar, zwischen dem sie durchläuft, heirathet noch im selbigen Jahre.

In der Bukowina baden die Mädchen um Weihnachten kleine Kuchen, bestreichen sie reichlich mit Fett, versehen jeden mit einem besonderen

Abzeichen und legen sie säuberlich der Reihe nach auf ein niedriges Brett. Alsdann wird der Haushund feierlich zum Schmause geladen. Er erscheint auf der Schwelle und wird bald die ledere Speise gewahrt. Nun weiß er kraft der heiligen Zeit, in der er sich befindet, ganz genau, welches Mädchen zuerst heirathen wird. Ein Blick auf die lodende Auchenreihe lehrt ihn sogleich, welcher Kuchen der Glücklichen gehört, und im Vollgefühl seiner Würde als Orakelkundiger erbarnt er sich zuerst über dieselben. Doch soll es auch dann und wann vorkommen, daß er, seiner hohen Aufgabe vergessend, sich zugleich über sämtliche Kuchen macht, ja ganz lose Hunde werfen sogar das Kuchentrett um. In diesem Falle haben natürlich alle beteiligten Mädchen am gleichen Tage Hochzeit.



Das Weissagespiel der schwimmenden Kerzen in der Bukowina.

Eine andere Gruppe von Vossspielen läßt sich zusammenfassen unter dem gemeinsamen Zug der schwimmenden Kerzen. Auch dieses Spiel kennt die Bukowina. Da ist in der Weihnachtszeit des Abends immer ein reges Laufen von Haus zu Haus. Haben sich zwei, drei oder auch mehr Mädchen zusammengefunden, dann geht's reich nach einer stillen Kammer, wo sie sich einschließen und, von niemand belauscht, eine geräumige Schüssel mit reinem Quellwasser auf den Tisch stellen. Jedes Mädchen macht sich nun ein Wachslichtchen auf einer kleinen Wachscheibe fest. Alle Kerzen werden aufs Wasser gesetzt, so daß kein den Rand der Schüssel berührt, und zugleich angezündet. Wessen Kerzen zuerst umschlägt, deren Herzen ist zuerst verfallen, und ihr Werber wird in Hülfe eintreten.

In Sachsen steht die große Wasserschüssel am Neujahrabend auf dem Familientische. Sind nur Mädchen zugegen, so verläßt das Spiel folgendermaßen. In leeren Ruchshalen werden kleine Stäbchen eines dünnen Wachsstockes festgesteckt. Hat das Mädchen nun einen Liebhaber, so denkt sie sich unter einem Kändchen diesen, unter dem andern sich selbst und unter einem dritten den „Pastor“. Dann setzt sie alle drei Lichterhässchen brennend aufs Wasser. Kommt sie mit ihrem Schatz zusammen, so wird sie bald seine Braut; kommt auch der „Pastor“ noch dazu, so ist auch bald Hochzeit. In anderen Falle hat sie böse Ausichten. Hat ein Mädchen mehrere Liebhaber oder mehrere, die sie sich wünscht, so läßt sie für einen jeden eine Ruchshale schwimmen und eine weitere für sich. Derjenige, dessen Schale sich mit der ihren vereinigt, wird ihr Schatz. Auch hier spielt der Pastor seine Rolle. — Sind Burschen und Mädchen beim Spiele beteiligt, so bekommt jedes ein Leuchtländchen, ein weiteres wird für den Pastor ausgenorren, und diejenigen, deren Lebensschifflein sich vereinigen, werden ein Paar.

Das beliebteste Weihnachtspiel Tirols ist „Erde, Brot und Lumpen“. Es wird mit sehr großem Ernste gespielt, und man glaubt noch vielfach an seine Unfehlbarkeit. Auf dem Tische werden drei Töpfe aufgestellt und zwar umgekehrt. Unter dem einen liegt etwas Erde, unter dem andern ein Stück Brot und unter dem dritten befinden sich einige Lumpen. Wer den ersten wählt, kommt in demselben Jahre noch unter die Erde, wer den zweiten vorzieht, zu Brot, und der Besitzer des dritten an den Bettelstab.

Weitans die reichhaltigsten Aufschlüsse über die eigene Zukunft liefert das fast in ganz Deutschland gleichmäßig verbreitete Vielegelken. Auch hier ist ein großes Wasserbeden erforderlich. In einem Eisentöfel wird über dem Lichte oder auch in der Fenröhre etwas Blei geschmolzen und dasselbe dann durch einen Erbschüssel in das Wasser gegossen. Aus den Formen, die es hier annimmt, schließt man auf das Gernerbe des künftigen Ehemannes oder auf sein eigenes Los. Sieht man Seile, Hobel, Feisten oder Scheren, so bedeutet es einen Seiler, Schreiner, Schuster oder Schneider. Küben und Möhren bedeuten einen Landmann, Schiffe einen

Seemann, und kommen Spighade, Krage und Hästel zutage, so flüstert man: „Am Ende bekommen wir gar einen Begearbeiter.“ Hier und da schlägt man auch Eier ins Wasser und schließt aus den Gestalten, die der Inhalt annimmt, auf die Zukunft. Aber nicht nur auf die Berechtigung so erhält. Viele kleine Nüben bedeuten auch Geld, ein Wagen eine Reife, ein Sarg Tod &c.

Eine weitere Gruppe bilden die Wurfspiele. Sie zerfallen in solche, bei denen mit Schuben, und in solche, bei denen mit Apfelschalen geworfen wird. Mit dem Rücken nach der Thür gewandt, tritt das Mädchen, welches seine Zukunft erforschen will, mitten ins Zimmer. Die anderen schließen um sie einen Dreiviertelkreis, so daß nur der Mann der Thür frei bleibt. Nun wirft das Mädchen den einen ihrer Schuhe über ihren Kopf nach rückwärts. Ist seine Spitze nach der Thür gerichtet, so verläßt sie noch dieses Jahr das elterliche Haus, weilt aber der Abfaß dorthin, so bleibt sie noch daheim. Liegt der Schuh auf der Sohle, so geht alles glücklich vorstatten, liegt derselbe aber umgekehrt, dann giebt es mancherlei Anstoß.

Im Darz und auch anderwärts wird in der Weihnachtszeit von einem Boredorfer Apfel die Schale so vorsichtig abgetrennt, daß sie ganz erhalten bleibt. Alsdann wirft man dieselbe über den Kopf. Der Buch-

stabe, den sie beim Niederfallen auf den Erdboden bildet, ist der Anfangsbuchstabe des Namens des künftigen Gatten. In Böhmen schreiben die Mädchen auch das ganze ABC an die Thür, treten mit verbundenen Augen davor und tippen mit dem Finger unter die Buchstaben. Derjenige, welchen sie treffen, hat die gleiche Bedeutung wie der Apfelschalensbuchstabe.

Ist die Antwort auf die Frage, ob im neuen Jahre Hochzeit sein wird, glücklich bejahend ausgefallen, hat ferner das Bleigießen den Stand des künftigen Gatten bestimmt, so bleibt immer noch allerlei Wissenswerthes übrig; so, ob der Bräutigam schön oder häßlich, krumm oder gerade, arm oder reich sein wird. Auch das zu erkunden hat man Mittel gefunden. Geht das Mädchen nachts zwischen Zwölf und Eins in den Polstall, zieht aufs Gerathewohl abgewandten Gesichts, schweigend und

unbeschränkt ein Scheit aus dem Holzstoß und daselbe ist schlank und gerade gebaut, so ist auch ihr Gatte von solcher Leibesgestalt. Ist es kurz und dick, so wird derselbe weder ein Riese noch allzu schwächlich sein, und ist es ästig, so dürfte ihm gar ein kleiner Rückgratsfehler anhaften. Auch noch auf andere Weise ist das sicher zu stellen. Man nimmt zu derselben Stunde einen Arm voll Scheite zusammen und enthält derselbe eine gerade Anzahl, so giebt's einen gut gewachsenen Mann, andernfalls einen krummen. Daselbe gilt für das Auszählen eines Kornhäufchens.

Aber auch derjenige, der längst ein Weib heimgeführt hat, kann allerlei Fragen an die Zukunft thun. Um zu wissen, ob eins aus der Familie im kommenden Jahre sterben wird, braucht man nur mittels eines Erbsingerbütes soviel kleine Salzhäufchen auf den Tisch zu machen, als die Familie Glieder zählt, und jedem derselben eins zuzuhellen. Fällt dann während der Christmetten eins ein, so muß sein Besitzer sterben.

Um das Wetter des folgenden Jahres zu erkunden, giebt es kein so nützlichliches Mittel wie das folgende. Am Christabend höhlt man zwölf Zwiebeln aus und füllt sie mit Salz. Man stellt sie auf dem Tische auf und giebt jeder den Namen eines Monats. Ist das Salz einer Zwiebel am folgenden Morgen zerlaufen, so ist der betreffende Monat feucht, wo nicht, trocken.

Das Wetter soll freilich in diesem Falle sehr von der Wahl der Zwiebeln abhängen! Aber auch Sonnenschein und Regen bestimmen die Fruchtbarkeit des Jahres und den Ausfall der Ernte noch nicht allein. Daher hat man sich nach einem brauchbaren Verfahren umgesehen, auch dies einigermaßen im voraus festzustellen, und ist über- eingekommen, ein Glas Wein ausschlaggebend sein zu lassen. Füllt man nämlich am Heiligen Abend ein Glas Wein bis zum Rande und stellt es beim Zubettgehen auf den Tisch und es läuft in der Nacht über, ohne

Schon mancher kluge Landwirth hat eine Ernte erzielt, die seine Scheunen kaum zu fassen vermochten, indem er süßlen Wein nahm und beim Zubettgehen noch einmal recht gründlich einheizte. Man muß die Sache nur anzugreifen verstehen!



Bleigießen.



Schuhwerfen.

Vom Weihnachtsbüchertisch.

1. Bücher für die Jugend.

Wiederum will es Weihnacht werden auf Erden, und die Liebe rüftet sich, dieses traulichste und schönste aller Feste mit Duft und Glanz und Gaben zu schmücken. Unter all den dargebotenen Weihnachtsgaben nun nimmt von altersher das Buch eine der ersten Stellen ein; denn,

so sagt der altdeutsche Weihnachtsbrief des Kreuznacher Buchhändlers Schmithals mit Recht:

„Gyn givt hoch ist travn die bast der breytt vndt spricht eyn gar beredt gaben / so ze findten weyrt vndt Sprach von herze ze herze.“

Biel Schönes, Gutes und Nützliches bietet der Büchermarkt gerade zur

Weihnachtszeit, und ganz besonders auf dem Gebiete der Jugendliteratur weist die zeitgenössische Literatur den erfreulichsten Reichtum auf. Ersichtlich aber sind Schriftsteller, Künstler und Verleger nicht nur bemüht, diese wichtige Abtheilung des nationalen Schriftthums fortwährend zu erweitern, sondern mit Lust, Liebe und vielem Verständniß arbeiten sie seit Jahrzehnten auch an der Erhöhung des inneren Werthes der für die Jugend bestimmten Buchgaben. Die neuesten Erscheinungen reihen sich in dieser Beziehung vielfach ebenbürtig an das gute Alte. Das gute Alte! Man wolle es über dem Neuen nicht vergessen! Aber recht und billig ist es doch, auch dem guten Neuen diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, auf welche es Anspruch hat.

Wir bieten hier eine gedrängte Uebersicht dessen, was uns besonderer Beachtung werth erscheint.

Bücher für die Kleinen. „Kommt herein!“ (Verlag von W. Effenberger [K. Loewes Verlag] in Stuttgart). Ein Bilderbuch ohne Text. Die in sauberem Farbendruck ausgeführten Bilder bieten in buntem Durcheinander Darstellungen von Menschen, Thieren, Früchten und Gebrauchsgegenständen, welche dem Anschauungsstuf der Kleinen angehören oder doch nahe liegen. Unter freundlicher Leitung eines Erwachsenen werden die Kinder eifrig sein, über das, was sie hier sehen, Geschichten zu erzählen, und solche Anregung ist offenbar der Zweck des Werkes. — „Goldene Reime für die Kinderstube“, gesammelt von Cornelia Rechler, mit 12 Farbdruckbildern nach Aquarellen von W. Claudius, sowie 11 Vollbildern in Holzschnit nach Zeichnungen von Prof. E. Klimsch (ebenda). Die Texte sind mit Sorgfalt ausgewählt; Neues bieten sie, soweit wir sehen können, nicht. Es entspricht aber durchaus unserer Ansicht, für ein solches Buch lieber den Goldschatz der vorhandenen Kinderdichtung in Anspruch zu nehmen, als Neues von zweifelhaftem Werthe handwerksmäßig herzustellen. Der Bilderdruck ist prächtig. — „Nur der Singvögelchen“, ein Liederbuch für die deutsche Jugend, gesammelt von Klara Reichner, 2. Aufl., mit 100 Textillustrationen und 79 Melodien (Stuttgart, Gustav Weise). Eine reiche Fundgrube von sangbaren Liedern und von Weisen, deren Ausführung wegen ihres meist geringen Tonnumfangs den Kleinen möglich ist. Poetik, Zeichnung und Musik haben sich hier zu einer schönen Gesamtleistung verbunden.

Märchenbücher. „Es war einmal“, eine Sammlung der schönsten Märchen, Sagen und Schwänke, für die Jugend herausgegeben von Paul Arndt, mit 6 Farbdruckbildern von E. Klimsch und C. Pfisterdingen, ferner 12 Tondruckbildern und 116 Textillustrationen (Stuttgart, W. Effenberger). Wir begegnen in diesem Buche, dessen künstlerische Ausstattung prächtig ist, den lieben alten Namen; aber neben Grimms, Beckstein und Anderen, deren schöne Märchen in freier Bearbeitung dargestellt werden, kommen auch Neuere zum Vort: wir heben Blüthen, Lauch, Leander und Sturm hervor. Auch der Herausgeber ist mit einigen hübschen eigenen Arbeiten vertreten. — „Aus der goldenen Märchenwelt“, fünfzig Märchen, gesammelt von Klara Reichner, mit vier Farbdruckbildern nach Aquarellen von F. Wagner (Stuttgart, Gustav Weise). Die Bilder sind gut. Für die Texte sind auch hier die klassischen Autoren bevorzugt worden. Eine Bereicherung des Märchenschazes finden wir in der Mittheilung einiger Stüde, die mit den Bezeichnungen „wendisch“, „schweizerisch“, „italienisch“ versehen sind.

Bücher für Knaben und Mädchen reiferen Alters. „Auf der Wacht im Osten“, geschichtliche Erzählung aus den Zeiten der Kämpfe mit den Polen im vierzehnten Jahrhundert, von Oskar Höcker (Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn). Die vorliegende geschichtliche Erzählung (übrigens nicht die erste dieser Art von demselben Verfasser) ist wohl geeignet, die reifere deutsche Jugend beider Geschlechter in eine der wichtigsten Epochen deutscher Vergangenheit so einzuführen, wie es dem geschichtlichen Lehrvortrag, dem geschichtlichen Lehrbuch, und wären sie noch so geistvoll, noch so anschaulich, allein einfach unmöglich ist. Hier hat alles individuelles Leben, hier alles künstlerische Abrundung. Die Abbildungen, mit denen Meister Gehrts das Buch schmückt hat, verdienen uneingeschränktes Lob; denn abgesehen von der malerischen Auffassung der dargestellten Szenen, abgesehen auch von der zeichnerischen Nüchternheit, die sich überall offenbart, verräth jede, auch die unbedeutendste Einzelheit in diesen Bildern das gewissenhafteste Studium der Zeit. — „Auf gefährvoller Preisjagd“, nach dem Englischen des Kapitän Marrat bearbeitet von Adalfr. Stein, mit 4 Farbdruckbildern von Fritz Bergen (Stuttgart, W. Effenberger). Die meisten Scenomeane des durch und durch gesunden Kapitän Marrat könnten der reiferen Jugend so in die Hände gegeben werden, wie sie sind, wenn nicht auch sie an der Weichschweifigkeit litten, die dem englischen Roman überhaupt eigen ist. Die vorliegende Bearbeitung hat die Uebersicht in geschickter Weise getüzt und führt in kraff geschlossener Darstellung die Abenteuer des Widschiman Rad an dem Ufer vorüber. — „Der Ostafrikaner“, eine deutsche Kolonialgeschichte aus ver-

gangener Zeit, von C. Falkenhorst, mit 12 Tondruckbildern von Fritz Bergen (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

Das Buch wird sich viele Freunde gewinnen, und zwar nicht nur unter der Jugend. C. Falkenhorst, den Lesern der „Gartenlaube“ schon längst vortheilhaft bekannt, bietet hier eine Kolonialgeschichte aus dem 16. Jahrhundert, die Abenteuer des Junkers Konrad von Kulm. Der reiche Inhalt und der künstlerische Aufbau der Erzählung erhalten den Leser in angenehmer Spannung von der ersten bis zur letzten Seite des natürlichen Bandes; außerdem bereichert das Buch das kulturgeschichtliche und ethnographische Wissen, und so muß es als eine der bedeutsamsten Erscheinungen auf dem heurigen Weihnachts-Büchermarke, soweit derselbe der Jugend dienen will, bezeichnet werden. — „Abenteurer“, bunte Bilder aus der Geschichte der Entdeckungsreisen von C. Falkenhorst, mit 6 Tondruckbildern und 54 Textillustrationen (ebenda). In elf abgerundeten, fesselnd geschriebenen, bald mehr, bald weniger ausgeführten Bildern und Skizzen macht uns der Verfasser mit interessanten Gegebenen und Menschen bekannt.

Bücher für Alt und Jung. 1) „Emin-Paschas Vorläufer im Sudan“ und 2) „Emin-Pascha, Gouverneur von Nat-el-Estima“, beide von C. Falkenhorst, bilden die ersten beiden Bände der neuen Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Es ist ein dankenswerthes Unternehmen, die Fülle neuer Thatfachen, durch welche in unserm Zeitalter die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde bereichert worden ist, im gewissenhaften Anschluß an die großen Originalwerke der Forscher durch kurze und volksthümlich gehaltene Darstellungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. In beiden Bänden (die ganze Bibliothek wird deren 12 umfassen) kommen die Vorzüge der Falkenhorstschen Erzählweise voll zur Geltung. Die einzelnen Nummern des Unternehmens werden darum schnell genug ihren Weg in die Büchereien gebildeter Familien finden, und gerade dort wären sie an ihrem rechten Plage. Jeder Band ist reich illustriert, und die Einbände erkennen durch besondere Schönheit.

Ein Buch für Knaben.

„Schloß Rotensee und andere Erzählungen“ von Pauline Schanz, mit vier Farbdruckbildern nach Aquarellen von F. Wagner (Stuttgart, Gustav Weise). Die bewährte Freundin unserer Jugend, die vielgewandte Erzählerin, will's hier einmal nur mit den Jungen zu thun haben, und das werden ihr die Jungen Dank wissen. Was sie ihnen bietet, ist klar und erfrischend wie der Bergquell und echt und laut wie Gold. Die sechs Erzählungen entsprechen übrigens verschiedenen Altersstufen, und so kann das Buch in derselben Familie manches Jahr Alters bereiten.

Bücher für junge Mädchen. „Mädchenjahre in Lust und Leid“ von Marie Beeg, mit einem farbigen Zitelbilde (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

Es ist noch nicht allzu lange her, daß wir die englische Literatur wegen ihres Reichthums an guten Erzählungen für junge Mädchen beneiden mußten. Das ist anders geworden. Seit einer Reihe von Jahren sind tüchtige Kräfte an Werke, diesen Zweig des Schriftthums auch in deutschen Landen zu pflegen, und so hat er manche köstliche Wäthe getrieben. Eine der düftigsten ist die vorliegende Erzählung. Mit warmem Herzen umfaßt, mit hellem Blick durchdringt Marie Beeg die so eigenartige Sphäre unserer herangewachsenen weiblichen Jugend, und da es ihr außerdem nicht an fruchtbarer Phantasie und an schriftstellerischem Können gebricht, da ihr frisch quellender Humor und tief sittlicher Ernst gleichmäßig eigen sind, so wird sie die jungen Gemüther durch ihr lebenswürdiges Weihnachts-geschenk fesseln und entzücken, belehren und erheben. — „Dabeim und draußen“ von Sophie Berena Berlin, H. W. Müller. Eine interessante und (im besten Sinne) rührende Geschichte in Form eines Briefwechsels. Sie kann durchaus zum Lesen empfohlen werden. — Auch Brigitte Augustis neueste Erzählung, „Zwillings-schweftern“ (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn), ist gesunde Kost für Geist und Herz. Das Buch schildert in recht gutem Deutsch die Erlebnisse zweier deutschen Mädchen in Scandinavien und England; vielleicht tritt hier die lehrhafte Tendenz dann und wann zu deutlich hervor. — „Elfriede“ von Clementine Helm (Stuttgart, W. Effenberger [K. Loewes Verlag]). Im Schatten stand als Blümchen klein sie einst, dem Sturme fast erliegend; doch endlich lacht ihr Sonnenschein, und, alles Ungemach besiegend, ist sie in jugendlicher Pracht zur düftigen Blume aufgewacht, und wenn sie blüht, dem tritt nur Segen und Freund- und Glück fortan entgegen! Die lieben Backstüde werden in jeder Zeile des neuen Buches das brave Herz und die Meisterhand ihrer Clementine Helm deutlich spüren. — „Aus vornehmen Kreisen“, zwei sehr hübsche Erzählungen von H. Waldemar (Neulingen, Robert Barthelshlager). — „Eva“ von L. von Heinz (Stuttgart, Gustav Weise). Aus einem schönen und reichen Familienleben hebt sich Eva hinaus in die Welt, von der sie das Glück erhofft. Was sie in einem vornehmen Hause der



Weihnachtsbescherung der Vögel in Norwegen.
Nach einer Zeichnung von Gust. Wendling.

Reichshauptstadt und in einem hocharistokratischen Schlosse auf dem Lande erlebt, und wie sie zur Erkenntnis des wahren Glückes durch ihre Lebensschicksale gelangt, das alles ist mit Anerkennungswerther Kunst dargestellt. Es klingt ein warmer Herzenston durch das Ganze, der die Herzen trifft und der Heldin und der Verfasserin Liebe gewinnt. Emil Wolff.

II. Romane. Novellen. Gedichte.

Welches Werk ließe sich als Christgeschenk den Lesern der „Gartenlaube“ mehr empfehlen als die jetzt in zehn Bänden vorliegende illustrierte Ausgabe von E. Marlitt's gesammelten Romanen und Novellen (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger)! Es hieße alle Pietät verleugnen, wenn die „Gartenlaube“ nicht diese Gesamtausgabe in die vorderste Reihe der von ihr besprochenen Festgeschenke stelle. Der Name der Marlitt ist mit der Chronik unserer „Gartenlaube“ aufs engste verwebt; sie hat mit das meiste dazu beigetragen, diesem Blatte seine hervorragende Stellung unter den vornehmlichen Zeitschriften der Gegenwart zu verschaffen, und ihr hervorragendes Erzählertalent, das ihr so große Erfolge erringen half, wird von einem unparteiischen Urtheil nie in Abrede gestellt werden können. Diese jetzt in so geschmackvoller Einleitung vorliegende Sammlung ihrer Romane wird auch zuerst ein erschöpfendes Gesamturtheil über ihre Leistungen ermöglichen. Die Phantasie begabter Zeichner, eines C. Koch, Erdm. Wagner, Wilhelm Claudius u. a., hat, was die Dichterin geschaffen, die Hauptgestalten und Hauptvorgänge ihrer Romane in lebensvoller Bildlichkeit der Phantasie der Leser näher gerückt, und man darf diesen Zeichnungen wohl nachrühmen, daß sie nirgends, wie das wohl öfters geschieht, die Bilder der Dichterin entstellen und so die nachschaffende Empfänglichkeit der Leser auf Abwege führen.

Der Roman „Flammzeichen“ von E. Werner (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger) bedarf ebensowenig einer Empfehlung: er ist den Lesern der „Gartenlaube“ bekannt und gewiß in bester Erinnerung. In eleganter Bindausgabe eignet er sich zu Geschenken für den Weihnachtsfest; die markige Charakteristik der Verfasserin, die vor heftigen Konflikten nicht zurückweicht, aber sie zu veröhnen weiß in einer Darstellung, welche große geschichtliche Ereignisse heilkräftig in die Zerrüttung des Familienlebens eingreifen läßt, prägt sich auch in dem neuesten Roman aus und wird dieser Schriftstellerin neben der Marlitt und Heimburg stets eine eigenartige Stellung unter den Lieblingen des Lesepublikums unseres Blattes einräumen.

Von Heinrich Seidels „Gesammelten Schriften“ sind drei neue Bändchen, der sechste, siebente und achte erschienen (Leipzig, A. G. Liebeskind). Heinrich Seidel hat sich durch die Natürlichkeit und köstliche Frische seiner Darstellungsweise eine anhängliche Gemeinde gesichert; seine Aquarellmalerei erinnert bisweilen an diejenige Theodor Storms, in dem er seinen Meister zu verehren scheint. Doch sind seine Genrebilder mehr von einem unbefangenen Humor durchleuchtet.

Anton Dörner hat vier Klostergeschichten erscheinen lassen (Breslau, Schönlische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormalig S. Schottlaender), denen es an Wärme der Empfindung und Lebendigkeit der Schilderung nicht fehlt. Den Mittelpunkt der Sammlung, das innere Band der einzelnen Geschichten bildet der Kampf des strebenden Geistes und des fühlenden Herzens mit den klösterlichen Satzungen. Namentlich die erste Klostergeschichte, „Trinkgold“, mit welcher die zweite, „Aus den Fesseln“, viel Verwandtes hat, schildert uns das Schicksal eines der Chemie und Alchemie besessenen Klosterbrüders, dessen Herz plötzlich von Liebesleidenschaft ergriffen wurde, in ergreifender Weise.

Freunde von Roseggers Muse werden in dem fünfundschwanzigsten und sechsundschwanzigsten Band seiner „Ausgewählten Schriften“ (A. Hartlebens Verlag, Wien) viel Anmuthendes finden. Unter dem Titel „Der Schelm aus den Alpen“ sind allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren zusammengestellt, ernste und lustige Parodien, allerleibst ausgechnittene Silhouetten von sonderbaren Käuzen aus den Alpendörfern, auch manches Traurige, Wunderliche und Wunderbare. Die Nutzenanwendung vieler Geschichten ist indeß nicht bloß auf

Dörfer, sondern auch auf civilisirte Menschenkinder berechnet. — Da wir einmal im Alpengebiete uns befinden, so sei hier noch die Mittheilung beigefügt, daß von der bekannten Gaughofer'schen Hochlandsgeschichte „Der Herrgottschneider von Ammergau“ eine von Hugo Engel reichend illustrierte Ausgabe (bei A. Bong u. Comp. in Stuttgart) erschienen ist.

Meistens heitere Geschichten führt uns Hugo Rosenthal-Bonin vor in seiner Sammlung „Der Student von Salamanca und andere Novellen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Darunter befindet sich eine lustige Geschichte in Versen: „Die Fahrt nach Reersburg“, deren Held ein verliebter, sich das Haar färbender Jüngling ist. Das frühe Erzählertalent Rosenthal-Bonins verleiht sich auch in dieser Sammlung nicht. — Ihr reihen sich am besten die „Lustigen Geschichten“ von Hans Arnold an (Stuttgart, A. Bong u. Comp.). Es sind die den Lesern der „Gartenlaube“ noch frisch in der Erinnerung lebenden Humoresken „Anvertraute Kinder“, „Eine kleine Vergnügensreise“, „Schlußfluß und Ferien“, „Roberts erste Liebe“, ein Gedichtchen, „Frit auf dem Lande“, ist neu hinzugekommen.

Erste und heitere Fälle aus dem Rechtsleben hat Hans Blum unter dem Titel „Aus geheimen Akten“ (Berlin, Gebrüder Paetel) herausgegeben. Es sind drei Geschichten, welche vom Verfasser selbst bei der Titelangabe schon genauer bestimmt werden. Die erste, „Der neue Staatsanwalt“, ist eine kleinstaatliche Geschichte aus großer Zeit; die zweite, „Das Medium des Michelangelo“, eine Erzählung aus der vierten Dimension; die dritte, „Der schneidige Anwalt“, eine Kriminalhumoreske. Hans Blums lebendige und gewandte Darstellungsweise ist ja auch den Lesern unseres Blattes bekannt, und hier bewegt er sich auf dem ihm so vertrauten Gebiete seines Berufs.

Auch Oscar Justinius ist den Lesern unseres Blattes kein Fremdling. Seine neue Schrift, „In der Zehnmillionen-Stadt“ (Dresden, E. Pierlons Verlag), ist ein Berliner Roman aus dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. Da sind Eiselthürme, telephonische Korrespondenzen, weibliche Regierungsaffektoren; da ist Republik, Aufhebung der Ehe und alles mögliche Zukünftige in humoristischer Einleitung zu finden.

Unter den Gedichtspenden des Weihnachtsfestes erscheinen wohl als die interessanteste Gabe die neuen poetischen Uebersetzungen des Grafen Adolf Friedrich von Schack, die unter dem Titel „Orient und Occident“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger) erscheinen und von denen jetzt drei Bände vorliegen. Es sind Nachbildungen von meisterhafter Formvollendung, von einem Fluß und Guß, einer schimmernden Schönheit, wie man sie manchen deutschen Originaldichtungen wünschen möchte. Der erste Band bringt uns die persische Dichtung „Medschun und Leila“, einen morgenländischen Liebesroman von Dschami; Romeo und Julie im östlichen Gewand, zwei Liebende, die zu Grunde gehen an der Feindschaft ihrer Familien und Stämme — das ist der Inhalt der Dichtung, welche eine ergreifende Gluth der Empfindung athmet. Der zweite Band bringt uns das Gedicht „Cameos“ von einem neueren portugiesischen Dichter J. B. Almeida-Garret (1799 bis 1854), der politischer Parteimann, Verfolger und Verbannter und später Minister war. Manches aus seinem eigenen Leben hat der Dichter offenbar in sein Werk hineingehemmt, das in Bezug auf farbenprächtige Schilderung und oft schwerwichtige Gedankenlyrik an Byron und Victor Hugo erinnert. Der dritte Band enthält „Raghuwania“, ein indisches Gedicht von Kalidasa, dem auch im Abendland gefeierter Dichter der „Sakuntala“. Das Gedicht macht uns in kürzerer Fassung mit den wichtigsten Begebenheiten bekannt, welche den Hauptinhalt des umfangreichen alten Epos Ramayana bilden. Fremdartiger Blüthenhauch schwebt über dem Ganzen und die Bilder zeichnen sich oft durch überraschende Neuheit aus.

Noch erwähnen wir ein hübsches kleines Epos von Karl Schäfer, „Der Falkner von Rodenstein, ein Sang aus dem Donenwalde“ (Darmstadt, Verlag von G. v. Wigner). Das glückliche poetische Talent Karl Schäfers hat sich bereits mehrfach erprobt. Sind doch seine „Heidenroten“, eine Sammlung meist frischer Gedichte, bereits in dritter Auflage (Darmstadt, ebenda) erschienen!

Blätter und Blüthen.

Im Weihnachtsurlaub. (In dem Bilde S. 832 u. 833.) Der „Blonde Frieder“, eigentlich Friedrich Barth, seines Zeichens ältester von acht Geschwistern, derzeit Mann im Thüringischen Manenregiment Nr. 6, ist sonst Besitzer eines glücklichen Phlegmas. Als er noch daheim den väterlichen Acker pflügte, war es nicht schwer, die Fassung zu bewahren, aber er verlor sie auch nicht, als die Rekrutenbesur mit allen ihren Schreden und Unteroffiziersflüchen über ihn hereinbrach. Wozu auch? Aufregung macht's nicht besser: dieser Sak war die Grundlage von des blonden Frieders Lebensphilosophie, und sie war bis jetzt nicht ins Wanken gekommen.

Wie jetzt — dieses „jetzt“ bedeutet etwa den dritten Sonntag vor Weihnachten. Von da ab vollzog sich in dem blonden Frieder eine zunächst kaum merkbare, dann aber immer auffallendere Veränderung. Er hatte auf dem Umweg über den Wachmeister herausgebracht, daß einem Weihnachtsurlaub des Mannen Friedrich Barth mit Rücksicht auf dessen gute Führung in und außer Dienst ein Hinderniß von seiten des Herrn Rittmeisters nichts im Wege stehe. Und das fuhr dem guten Frieder nun doch eigenhändig in die Knochen. Der Frieder war ein junger Mensch von 20 Jahren — also freute er sich auf den Urlaub an sich; er hatte auch ein gutes Herz — also freute er sich auf Eltern und Geschwister und auf den Genuß des heimathlichen Weihnachtsfestes! Aber

das alles hätte sich doch auch mit Ruhe ertragen lassen, wenn man eine so reichliche Dosis von Gleichmuth besaß wie unser Mann! Woher nun die prideelnde Ungebuld, die gefährliche Zerstretheit, die eifrigen Studien auf dem in der Kantine hängenden Fahrplan? Du sollst den Schlüssel zu diesem Räthsel haben, verehrter Leser, — der „Blonde Frieder“ war nämlich ein bißchen sehr stark — eitel!

Und nun erweise man, welche Triumphe — von dieser seiner stärksten Seite aus betrachtet — dem neugeborenen Mann in heimathlichen Kreise bevorstanden! Man denke sich — immer vom Standpunkt des „blonden Frieders“ aus — das Erstaunen der Mutter, das Entzücken der Schwestern, den Stolz des Vaters, die Begeisterung des Bruders, wenn „unser Mann“ in die Stube tritt, angethan mit der vollen Paradeuniform, sporenlirend, säbelraffend, czaplanischwehend — nein, Frieder konnte sich nicht mehr vor Verlangen, dies alles nicht mehr bloß sich auszumalen bei der Stallwache oder beim Gaultriegeln, sondern auszufolgen in voller, greifbarer, herrlicher Wirklichkeit.

Am Morgen des 22. Dezember lief der Mann Friedrich Barth ernstlich Gefahr, wegen Nachlässigkeit im Dienst von der Liste der Weihnachtsurlauber gestrichen zu werden. Nur seine seitherigen Wohlthaten bei dem Eskadronschef hatte er es zu danken, daß er doch mitdurfte . . .

Und nun ist er da, der Augenblick, der langersehnte, köstliche Augenblick, und wir müssen gehen — Friedrich Barth, Mann im Thüringischen Mannregiment Nr. 6, macht sich gut — sehr gut! Was ist aller Glanz des nach thüringischer Sitte von der Dede herabhängenden Christbaums, was ist aller Liebreiz einer ganzen hübschen Schwesterreihe gegen die Pracht, welche nur allein so eine Paradenlanta ausstrahlt! Ja, „blonder Frieder“, du bist schön, tadellos schön vom Kopf — was sag ich — vom schön geschwungenen Bogen des Rothhaarbüchels bis zur äußersten Stiefelspitze; nur schade, daß du — ein bißchen sehr stark eitel bist!

Ein lebender Frauenschnuck. (Mit Abbildung.) Im Juni dieses Jahres habe ich von unserm Standquartier im Harz aus in Gesellschaft von Aurgästen einen Ausflug gemacht. Als wir am späten Abend heimkehrten, zogen die Johanniskäfer ihre leuchtenden Bahnen durch die Luft. Eine der jungen Damen fing einige derselben, um damit ihren Hut zu schmücken, und in der That leuchteten die Käferchen, in dem Dämmerlichte gefangen, wie kleine Juwelen.

Der Einfall, sich mit strahlenden lebenden Wesen zu schmücken, war nicht neu. Die Damen im tropischen Amerika, namentlich die Mexikanerinnen tragen schon seit lange Leuchtkäfer als Schmuck. Die amerikanischen Leuchtkäfer von dem Geschlecht *Pyrophorus* (wörtlich = „Feuerträger“) leuchten aber viel stärker als unsere Johanniskäfer. Der *Pyrophorus* oder Klater noctileneus ist den Spaniern unter dem Namen *Cucuyo* bekannt; er ist schwarzbraun, 30 bis 50 mm lang und 10 bis 15 mm breit. Das Licht sieht man am deutlichsten an zwei runden Stellen des Halschildes sowie unter dem Bauch zwischen dem Bruststück und den Hinterleibsringen erstrahlen. Es ist so stark, daß man bei ihm lesen kann, wenn man den Leuchtkäfer nahe an die Schrift bringt und ihn längs der Seite fortbewegt, namentlich dann, wenn der Käfer besonders erregt ist und in diesem Zustande kräftiger leuchtet.

Die Leuchtkraft des *Cucuyo* wird in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zwecken benutzt.

„So stekt man,“ heißt es in Brechtens *Thierleben*, „einige in ausgehöhlte, mit kleinen Löchern versehene Flaschentrübse, um natürliche Laternen dadurch herzustellen. Sehr sinnreich ist die Verwendung zu nennen, welche die Damen davon machen, um ihre Reize zu erhöhen. Sie stecten des Abends die Käfer in ein Säckchen von feinem Tüll, deren mehrere in Rollenform am Kleide befestigt werden; am schönsten aber soll sich dieser Schmuck ausnehmen, wenn er, mit künstlichen aus Kolibri-federn gefertigten Blumen und einzelnen Brillanten verbunden, als Kranz im Haare getragen wird. Die Käfer bilden in Veracruz eben darum einen Handelsartikel.“

Diese Mode hat auch in New-York Eingang gefunden. Die Matrosen in Savanna, Cienfuegos &c. zahlen für einen lebenden Käfer gern sogar 1 Peso (= 1 Dollar); gelingt es ihnen dann, denselben lebend nach New-York zu bringen, so erhalten sie von den dortigen Damen 10 bis 20 Dollars. An diese interessante Thatsache erinnerte ich mich, als meine Begleiterin sich mit Glühwürmchen schmückte. Wie war ich aber überrascht, als einige Tage darauf in einem Postpaket zwei lebende *Cucuyos* eintrafen! Lebende amerikanische Leuchtkäfer sind schon öfters nach Europa gebracht worden. In einer Nachricht von Bonobroy in den *Mémoires de l'Académie des sciences 1766* wird erwähnt, eine Anzahl dieser Käfer, welche zufällig in altem Holze nach Paris gelangt waren, hätten in der Vorstadt St Antoine gewaltigen Schrecken verursacht. An die Käfer, die ich erhalten habe, knüpfte sich jedoch ein besonderes Interesse. Sie kamen nicht aus Amerika, sondern von Prag, wo sie meines Wissens zum ersten Male in Europa gezüchtet wurden. Der glückliche Züchter, Herr J. B. Pichl, wird später über die zwei Jahre dauernde Entwicklung des Käfers genauere Nachricht geben. Vor der Hand muß man lebende Exemplare von ihm beziehen. Sie werden in Glasgefäßen gehalten, getrocknetes Zuderrohr, in dem sie verendet werden, ersetzt ihnen ihre Heimath; ein feuchter Lappen, der im Glase liegt, macht die Luft des Behälters der feuchten tropischen ähnlich. Der *Cucuyo* lebt in der Gefangenschaft von Kofinen, Feigen und zuderhaltigen Biskuit — leider aber lebt er nur eine kurze Zeit — unter günstigen Umständen etwa 4 Monate.

Es ist ein eigenartiger Reiz, diese Käfer daheim beobachten zu können. Nach Sonnenuntergang ersehen sie zu frühlichem Leben und beginnen sich zu tummeln, sie leuchten mit den Platten auf der Brust und am Bauche. Das Licht ist grünlich, sehr wirkungsvoll und die Käfer bewegen sich wie kleine Lokomotiven in der Nacht, wobei die Brustplatten die Laternen darstellen. Das effektvolle Leuchten, welches der Käfer aus eigenem Antriebe sehen läßt, das bald verloscht, bald zu einem starken Glanze aufleuchtet, dauert gewöhnlich drei Stunden. Dann beruhigt sich das Thierchen, beginnt zu fressen und leuchtet nur mit der Brust. Das Licht, welches der *Cucuyo* ausstrahlt, ist übrigens so stark, daß es auch am Tage wahrgenommen wird, wenn man den Käfer in die Hand nimmt oder auf eine andere Weise aufmuntert.

J. B. Pichl stellt der europäischen Damenwelt durch seine gelungenen Züchtungen die Möglichkeit in Aussicht, die Mode, lebendige Leuchtkäfer als Schmuck zu tragen, den Mexikanerinnen zu entleihen. Ob diese Mode bei uns Eingang finden wird? Das ist Geschmackssache. Aber

das Dahlen und namentlich das Züchten des *Cucuyo* wird, sobald Näheres darüber bekannt sein wird, ohne Zweifel viele Liebhaber finden; denn eine mit Leuchtkäfern besetzte „Lampenröhre“, wie Pichl sein Glasgefäß nennt, bildet am Abend einen wirklich anspruchsvollen Zimmerschmuck. Auch die Wissenschaft kann den Erfolg des Züchters nur willkommen heißen, da diese Käfer zum Studium der noch so wenig erforschten Phosphorescenz der Thiere, dank ihrer starken Leuchtkraft und dank der Leichtigkeit, mit welcher sie sich behandeln lassen, ein äußerst günstiges Material abgeben.

Ein neuer Cotta'scher Mufen-Almanach. Wer würde nicht freudig einen solchen Urenkel jenes Schiller'schen Mufen-Almanachs begrüßen, der einst in demselben Verlage das Licht der Welt erblickt hat? Und da liegt er vor uns, der Cotta'sche Mufen-Almanach für das Jahr 1891, herausgegeben von Otto Braum (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger), in elegantem Einband, mit sechs Kunstbeilagen, und fast alle namhaften Dichter Deutschlands haben dazu beigetragen, und die wenigen, die hier fehlen, werden gewiß in den nächsten Jahrgängen nicht vermißt werden. In einem geschmackvolleren, mit schöneren Innenbildern geschmückten Salon konnten sich unsere neueren Poeten kein Stellbühnen geben: die Erinnerung an Schiller's Genus, an die großen Sänger unseres klassischen Zeitalters schwebt ja mit einer gewissen Verklärung über dem neuen Unternehmen.

Die Sammlung beginnt mit Prosadichtungen: Georg Ebers erzählt uns in seinem „Probiertstein“ diesmal nichts aus dem alten Pyramidenland, sondern eine kleine schalkhafte Geschichte aus unseren neuesten Salons. Einen schlichten Herzensroman schildert B. K. Rosegger in seiner frisch zugreifenden Weise. „Lieb' läßt sich nicht lumpen“ heißt der Titel der kleinen Erzählung. „Wassertropfen“ von Richard Weibrecht, lyrische Natur- und Stimmungsbilder in Prosa, schließen sich an.

Dann sehen wir in der Blumenausstellung dieser Gedichtsammlung verschiedene Gruppen, alle viel des Schönfarbigen und Duftigen enthaltend; wir können hier nur einzelne Blüten aus dieser Blumenfülle herausgreifen. Unter den „poetischen Erzählungen und Balladen“ tritt uns eine Art schwärzlicher Legende von Otto Noquette, „Ein Teufel auf Urlaub“, entgegen; sie schildert uns, wie ein Teufelchen auf der Erde lernen will, was Liebe ist, und dazu Urlaub erhält, und welche Abenteuer es, als Südbent verkleidet, auf seiner Erdenfahrt erlebt. Im Gegensatz zu diesem mehr leichtgeschürzten Gedicht steht das Idyll „Der verlorene Sohn“ von Ernst Ziel. Eine knapp gehaltene Ballade aus der Hohenstaufenzeit ist „Konradin Knappe“ von Conrad Ferdinand Meyer; ebenfalls in frischem Balladenton ist „Der Kaiserjohn“ von Martin Greif gehalten. „Kaiser Max“ von Albert Möser hat leidenschaftlichen Pulschlag.

Der Abschnitt „Gedichte verschiedenen Inhalts“ beginnt mit einem größeren Gedichte von Felix Dahn, „Friede und Kampf“, welches in einer Reihe von Bildern den in der Natur herrschenden Kampf vorführt: Thiere und Pflanzen, selbst Hefen und Gesteine und auch die Sterne am Himmel sind im Kampf begriffen, nirgends ist Friede. Da ruft der Dichter am Schluß:

„Wohlan denn! Kampf' auch du bis an das Ende.
Du bist ein Mann, so sei ein Held und lerne;
Das, was du suchst, ist dem Weltall fremd;
Der Friede ist des Menschen Traum und Wahn,
Das Wesen und Gesez der Welt ist Kampf;
Ob feig, ob tapfer, kämpfen mußt du doch!
So kämpfe — sonder Klage — bis du stirbst.
Und dann: stirb stumm und stolz auf deinem Schild!“

„Ein feinerer Gast“ ist ein Zwiegespräch mit einem Buddhahild, wie es Wilhelm Jensen's phantastische Muse uns vorplaudert. Schön und schwunghaft ist das Gedicht von Holde Kurz „In Bagamoyo“; Karl Woermann singt uns ein Lied vom römischen Kolosseum; sehr stimmungsvoll ist die Weihnachtsidylle von Heinrich Vierordt, sinnig der Gegensatz zwischen dem Kaiser und seinen Sklaven in dem Gedicht „Dacrian in Iwoli“ von Adolf Stern, schwunghaft das Sturmbild aus Sicilien „Sirocco-Biston“ von Ferdinand Avenarius, trostreich das Zukunftsbild „Alle“ von Conrad Ferdinand Meyer.

Unter dem Strauße der lyrischen Gedichte finden sich anmutigste Blüten: „Gedichte vom Bodensee“ von Hermann Lingg, „Am Brunnen“ von Ernst Edstein, das schwerwichtige „Nachtlied“ von Wilhelm Jordan, „Frühlingsfahrt“ von Adolf Wilbrandt, in welchem Gedicht Natur- und Genrebild verschmelzen, Gedichte von Wilhelm Dery, Julius Rodenberg, Max Kalbeß, der formenschöne Sonette beigetragen hat, sinnvolle, etwas herbe und spröde Nordlandslyrik von Georg von Dörren. Außerdem sind Heinrich Vulkhaupt mit einem kleinen, in verschiedenen Kunstvoll beherrschten Strophenformen sich abspielenden Gedichtentwurf, „Orpheus“, Arthur Filiger mit einem odenartigen Gedicht, „An die Hoffnung“, Albert Möser mit einem ähnlichen, „An das Alter“, Hans Hoffmann, Carl Feder, Ludwig Schneegans u. a. mit stimmungsvollen Liedern vertreten. Dann folgen noch Fabeln, Sprüche und Sinngedichte; in dieser



Der *Cucuyo*-Käfer, ein lebender Frauenschnuck.

Gruppe befinden sich Friedrich Bodenstedt, Adolf Fickler, Wilhelm Herx, Ludwig Fulda, Georg Scherer.

Viel bringt der neue *Musen-Almanach* und wohl allen etwas. Künstler, wie W. Kraus, Chr. Kröner, G. von Höpflin, F. A. von Kaulbach, R. Geiger und H. Posow haben ihn mit trefflichen Bildern aus der alten und neuen Welt und aus dem stets unmanubelbaren Leben der Natur ausgeschmückt, und so wird er für den Weihnachtsfisch die willkommene Gabe sein.

Von den deutschen Kolonialmünzen, deren erste wir in Nr. 34 dieses Jahrgangs beschrieben und abgebildet haben, ist nun auch die zweite zur Ausgabe gekommen, die nebenstehend abgebildete Silbercupie. Dieselbe kommt an Silberwerth nicht ganz dem Zweimarkstück gleich, ist etwas größer im Umfang als dieses, aber wesentlich dünner. Die eine Seite trägt um einen Schild, auf welchem ein Löwe mit stark erhobener rechter Tazze unter einem Palmbaum vorüber schreitet, wieder die Aufschrift „Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft“ und die Werthbezeichnung „Eine Kupie“, während die Jahreszahl sich unten auf dem Schilde befindet. Das Wertwürdigste aber an der neuen Münze ist das Bild des Kaisers auf der andern Seite. Es zeigt Wilhelm II. in der Uniform und mit dem adlergeschmückten Felme der Garde du Corps, darum die Schrift „Guilelmus II Imperator“. Die von dem üblichen Münztypus abweichende Form des prächtig behelmten Kaiserkopfes wurde unzweifelhaft mit Rücksicht auf die für Eindrücke äußeren Herrscherpomps empfänglichen Sinne einer noch verhältnismäßig wenig entwickelten Bevölkerung gewählt.

Norwegischer Weihnachtsbrauch. Mit Abbildung S. 837.) Wenn die Erde mit tiefem Schnee und harter Eiskruste bedeckt ist — das dauert in Norwegen noch ein gut Ende länger als bei uns — und die Vögel kein Körnchen mehr finden auf Feld und Flur, dann rettet sie der Menschen Barmherzigkeit vor dem Hungertode. Jedweder, ob arm oder reich, steckt zum Weihnachtsabend ein Getreidebündel mit den vollen schweren Ähren an den Dachstuhl seines „Stabbur“, jenes von norwegischen Gehöften unzerstrenlichen Speichers, dessen eigenthümliche Bauart unsere Abbildung veranschaulicht. Da können nun die hungernden Thierchen Einsicht halten und lustig drauf los schmausen an dem gastlich gedeckten Tisch, während die Gastgeber im Kreise der Familie das fröhliche Weihnachtsfest begehen. Die Weihnachtsfreude weitet das Herz. Vielleicht öffnet sie auch da und dort diesem schönen norwegischen Weihnachtsbrauche die Thür, und

hat der deutsche Landmann auch keinen „Stabbur“, so hat er doch seinen Klätschen, darauf er sein Ährenbündel stellen kann, den Vögeln des Himmels zur Speise, sich selbst zur Ehre.

Zum Weihnachtsball. (Zu unserer Kunstbeilage.) Ein glückliches Menschenkind, das uns aus unserem Bilde entgegenhau! Ihm im Reichthum und Schönheit zu Theil geworden, und was der Reichthum thun kann, die Schönheit zu schmücken, das ist hier alles geschehen. Prächtig umschleift die weiße Atlasrobe die schlante Gestalt, eine schmeichelnden zahmen Schlange gleich wendet sich der seltene Pelz um Hals und Arme, die Rechte im hohen Glacehandschuhe hält den noch geschlossene Fächer gelehrt, zu dessen Herstellung der afrikanische Strauß sein Gefieder lassen mußte, und im üppigen Haare blitzen ein paar funkelnde Brillanten.

Ja, ein glückliches Menschenkind! Aber nicht Atlasrobe und Pelz, nicht Straußenfächer und Diamanten sind es, die es in dem Sinne glücklich machen, wie wir gemeinen. Ihm ist mehr gegeben als äußere Prunk und Glanz; ein sinniges Gemüth und ein weiches Herz, das auch unter der prächtigsten Hülle, inmitten einer gleichartigen Welt, lauter und unverdorben weiterschlug und sich im harmlosen Genusse des Reichthums offen hielt für liebevolle Barmherzigkeit! Und woher wissen wir das? Wir lesen es in dem leichten, bescheidenen Reigen des Köpfcchens, in dem ruhigen Blick aus den dunklen Augen, der so klar und unschuldig auf uns gerichtet ist; er kann nur eine reine Seele, ein keusches Kindergemüth widerspiegeln!

Glückliches Menschenkind! Tritt Du nur an der Seite der sorgsam Eltern hinein in den weihnachtsfrohen Ballsaal. Du bringst die richtige Stimmung mit!

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

C. A. Bremen. Das ist ganz gut gemeint, und wir unterschreiben dem Standpunkt nach jeden Satz von Ihren „Modestorheiten der Frauen“. Aber man muß die Sache — vergeben Sie das offene Wort — besser ausdrücken, und das soll demnachst einmal in der „Gartenlaube“ geschehen. Wenn Sie Ihr Manuskript zurückwünschen, dann geben Sie uns freimüthig eine genaue Adresse an.

L. Delmarshausen. Die Erfüllung Ihrer Bitte hat viel größere Schwierigkeiten, als Sie denken. Doch wollen wir Ihre Anregung im Auge behalten. Die Einbanddecken zur „Gartenlaube“ kosten je 1 M. 25 Pf.

A. D. in München. Die „Gartenlaube“ hat feinerzeit im Jahrgang 1888, S. 622 einen Achnungsstahl beschrieben, der geeignet ist, den atmosphärischen Beschwerden etwas abzuwehren. Uebrigens kennt jeder Arzt eine Reihe von Mitteln, welche Aenderung in Aethem leicht verschaffen, und an einen Arzt würden auch Sie wohl am besten sich wenden.



Die zweite deutsche Kolonialmünze.

Inhalt: Weihnachten. Gedicht u. Bild. S. 821. — Sonnensende. Roman von Marie Bernhardt (14. Fortsetzung). S. 822. — Stille Nacht, heilige Nacht! Bild S. 825. — Klein am Weihnachtsabend. S. 828. — Mit Bild S. 829. — Finstere Nächte. Eine Bauerngeschichte von Einar Weidrod. S. 830. — Im Weihnachtsurlaub. Bild. S. 832 u. 833. — Die Weihnachtsgeschenke der Zwölfkinder. Von Alexander Tille. S. 835. — Mit Abbildungen S. 835 u. 836. — Vom Weihnachtsbäckereistich. 1. Bänder für die Nagen. Von Emil Wolff. S. 836. II. Romane. Novellen. Gedichte. S. 838. — Blätter und Blüthen: Im Weihnachtsurlaub. S. 838. (Zu dem Bilde S. 832 u. 833.) — Ein lebender Frauenschmuck. Mit Abbildung S. 839. — Ein neuer Cotta'scher *Musen-Almanach*. S. 839. — Von den deutschen Kolonialmünzen. Mit Abbildungen. S. 840. — Norwegischer Weihnachtsbrauch. S. 840. (Zu dem Bilde S. 837.) — Zum Weihnachtsball. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 840. — Kleiner Briefkasten. S. 840.

Hierzu die Kunstbeilage „Zum Weihnachtsball“, Weihnachtsgruß der „Gartenlaube“ an ihre Leser.



Zu dem unterzeichneten Verlag beginnt soeben zu erscheinen:

W. Heimbürg's
Gesammelte Romane und Novellen.
Illustrirte Ausgabe.

Vollständig in 75 Lieferungen à 40 Pfennig
alle 14 Tage eine Lieferung.

Die 75 durchschnittlich 50 Druck-Seiten starke Lieferungen umfassende illustrierte Sammel-Ausgabe von W. Heimbürg's Romanen und Novellen wird enthalten:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. — Lumpenmüllers Lieschen. — Kloster Wendhausen. — Arfula. — Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pathé. — Crudzens Heirat. — Im Banne der Musen. — Die Andere. — Unverstanden. — Herzenskrisen. — Lore von Tollen. — Aus meinen vier Pfählen. — Nachbars Paul. — Am Abgrund. — Unsere Hausglocke. — Unser Männer. — Jaisja. — In der Webergasse. — Großmutterchen. — Auf schwankem Boden u.

Die Illustrationen zu der neuen Heimbürg-Ausgabe werden von hervorragenden Künstlern entworfen: W. Claudius, J. A. Wehle, A. Zich, A. Mandlich, E. Havel, E. Dopf und Andere wurden zur Komposition der Original-Zeichnungen gewonnen, und ist für musterhafte Wiedergabe in Holzschnitt und anderen modernen Reproduktions-Verfahren Sorge getragen; ebenso werden der schöne Druck, das gute Papier und die elegante Ausstattung der neuen Ausgabe auch den höchsten Ansprüchen gerecht werden.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf Heimbürg's Schriften entgegen und senden auf Verlangen die soeben erschienene erste Lieferung zur Ansicht. — Zur Subskription ladet freundlichst ein

Die Verlags-Handlung: **Ernst Reil's** Nachfolger in Leipzig.

Verans-gesetzt unter verantwortlicher Leitung von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.